Theodor-Wolff-Preis

Journalistenpreis der deutschen Zeitungen

Preisträger 2013

Theodor-Wolff-Preis

Journalistenpreis der deutschen Zeitungen

Preisträger 2013

Berlin 2013

Vorwort

Ein hoher Stapel Texte, ein großes Vergnügen, eine kurze Verzweiflung und eine Lektion. So geht die Jury-Arbeit für den Theodor-Wolff-Preis.

Der Text-Stapel im Jahr 2013: 383 Einreichungen.

Das Vergnügen: Die übergroße Zahl der eingereichten Arbeiten erzählen vom exzellenten Zustand des deutschen Journalismus. Sie sind sorgfältig recherchiert und brillant geschrieben, die Themen sind relevant oder gewinnen ihre Relevanz durch das, was da aufgedeckt und eingeordnet wird, sie zeugen von der hohen Professionalität, Haltung, Bildung und Verantwortung ihrer Autoren. Und, ja, auch aus den Lokalredaktionen kommen diese Texte.

Man liest vergnügt und freut sich, während mit dem Stapel, auf dem »diskussionswürdig« steht, die Gewissheit wächst: Nicht der Journalismus ist in der Krise, allenfalls das Geschäftsmodell Print, was schlimm genug ist, solange das journalistische Geschäftsmodell für Online noch nicht wirklich gefunden ist.

Es sind leider – damit kommen wir zur kurzen Verzweiflung – auch Arbeiten dabei, die nichts erzählen, die schlecht und flüchtig gedacht und geschrieben sind, Texte, die nichts aufdecken oder kommentieren, außer die Hybris und Selbstüberschätzung ihrer Einsender. Es gibt – zum Glück sehr vereinzelt – offenbar den Irrglauben, Mittelmäßiges oder Misslungenes sei, wenn es nur fehlerfrei gedruckt und mit fetzigen Überschriften aufgeblasen ist, schon preisverdächtiger Journalismus.

Dann die aus großem Vergnügen und kurzer Verzweiflung abgeleitete Lektion, wie es weiter gehen könnte für den Journalismus am Ende des Papierzeitalters: ganz sicher nicht mit Hybris, Selbstüberschätzung und der schrecklichen Idee, mit Wiedergekautem, Anbiederndem, mit sensationalisierten Nachrichten und vom Inhalt nicht gedeckten Überschriften die Klicks zu generieren, die in manchen Redaktionen irrtümlicherweise in dieser Übergangszeit zur Maßeinheit von journalistischem Wert geworden sind. Und die doch nur beides beschädigen:

den Wert der Profession Journalismus und den Wert der Marke, unter deren Dach die Klickgeneratoren unterwegs sind.

Leser im Netz unterscheiden gar nicht mehr, ob Texte aus der Online-Redaktion oder von den Print-Kollegen kommen. Sie unterscheiden, ob die Fakten interessant sind, die Texte gut geschrieben, die Analysen fundiert, die Autoren ausgebildet und kenntnisreich. Sie spüren immer mehr diese klare rote Linie zwischen bloggen, Interessen vertreten, copy-and-pasten, unterhalten, ungeprüfter Verbreitung von Nachrichten mit schnellen Spontanmeinungen auf der einen und professionellem Journalismus auf der anderen Seite. Weswegen die Zukunft für Journalismus nur und ausschließlich Qualität sein kann, exzellente, kompromissfreie, journalistische Qualität, gerade und vor allem online.

Das andere, das Grundrauschen, das ist zu Recht gratis zu haben, dafür braucht es keinen Journalismus, das macht das Netz sich selber.

Hermann Neusser
Vorsitzender des Kuratoriums

Evelyn Roll
Vorsitzende der Jury

Inhalt

		Seite
Thomas Löffelholz	Über den Tag hinaus Der Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis	7
Bernd Sösemann	»... so schwebt über jeder Wahrheit noch ein letztes Vielleicht« Zum Leben und Werk von Theodor Wolff	21
	Die Preisträger und ihre Arbeiten	
Jan Haarmeyer	Im Namen des Volkes, auf Kosten des Kindes	43
Kai Müller	Es war ein schöner Tag	61
Jochen Arntz	Mein Kanzler	81
Andrea Jeska	Der Mann, der die Wüste aufhielt	91
Robin Alexander	Auf den Herd gekommen	107
	Preisgekröntes Lebenswerk »Offenherzig, intellektuell, häufig vergnüglich, immer einzigartig« Bernd Mathieu über Alfred Grosser	125
	Nah dran – die Nominierten	129
	Preisträger 1962 bis 2013	137
	Kuratorium und Jury	166

Über den Tag hinaus

Der Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis

Von Thomas Löffelholz

Die Mauer teilt an jenem 13. August 1961 eine Stadt. Und eine Straße. Die Bernauer Straße in Berlin schneidet sie der Länge nach durch. Auf der einen Seite mauern sie die Fenster zu. Der junge Reporter beschreibt die Tragödien jener Tage. Auf den Pflastersteinen, dort wo eine 53-jährige Frau aus dem Fenster zu Tode stürzte, liegen noch Blumen; ein junger Mann springt in panischer Flucht vom Dach. Er verfehlt das Sprungtuch und stirbt. Von einem Fenster auf der westlichen Straßenseite winkt ein Vater der Tochter auf der anderen Seite zu, wendet sich – von Gefühlen überwältigt – ab und geht. Er kann nicht mehr. Der Reporter gibt dem Impuls des Augenblicks nach. Er winkt der unbekannten jungen Frau zu. Wann wird sie den Vater wiedersehen? »Im Berliner Wedding stirbt eine Straße«, titelt die Zeitung.

Der Bericht wird mit einem der ersten zehn Theodor-Wolff-Preise ausgezeichnet, die 1962 zum ersten Mal vergeben wurden. Der Verleger ist von der Ehre, die da seinem Redakteur zuteil wird, nicht rundum begeistert. »Dann werden Sie uns ja bald verlassen«, fürchtet er. Unbegründete Sorge. Der Preisträger bleibt noch 33 Jahre, die meisten davon als Chefredakteur. Die Jury hatte ein Talent erkannt.

Journalistenpreise – inzwischen gibt es rund 200 – waren anderthalb Jahrzehnte nach dem Ende der Nazizeit rar. Von einigen kleineren Preisen abgesehen, von denen inzwischen wohl keiner mehr existiert, war der Theodor-Wolff-Preis die erste bedeutende Auszeichnung für Journalisten, die in der Bundesrepublik ausgeschrieben wurde. Und er wurde zur renommiertesten.

Dass man nicht früher Lorbeeren verteilte, kann niemanden wundern. Journalisten, Verleger und auch die Bürger hatten andere Sorgen. Man war noch einmal davongekommen. Man konnte – nach zwölf Jahren der Zensur und der Verbote – die eigene Meinung wieder frei sagen. Man konnte wieder alles lesen, und zwar nicht mehr nur zwischen den Zeilen. Warum Preise vergeben für etwas, was eine Gnade schien? Und: Warum Preise für einen Beruf vergeben, dem das Festliche, nach Auszeichnung Heischende fremd ist? Journalisten sind Tagschreiber, der Name sagt es. Was sie tun ist vergänglich. Der gedankenreichste Leitartikel, die packendste Reportage werden sehr schnell ein Stück Altpapier.

Ja, die Zeitung ist – soweit das möglich ist – in unseren Jahren sogar noch etwas vergänglicher geworden. Denn wir sind ja »live« dabei, wenn olympische Medaillen gewonnen, Tore geschossen, Könige gekrönt werden. Parlamentsde-

batten entwickeln sich in der Ecke unseres Wohnzimmers, dort, wo wir morgen in Vettels Cockpit mit Tempo 300 um den Hockenheim-Ring rasen werden. Die Türme des World-Trade-Center stürzten vor unseren Augen zusammen – nur Sekundenbruchteile später als in Lower Manhattan. Und noch ehe die erste Wahlurne geöffnet ist, erfahren wir Schlag 18 Uhr, wie eine Wahl ausgegangen ist. Ganz schön alt: die Zeitung von heute!

Unterstützung vom Bundesverfassungsgericht

Warum dem Flüchtigen Kränze flechten? Und dann auch noch für Journalisten! Ihr Sozialprestige ist gering. Meinungsumfragen zeigen sie traditionell auf den hinteren Plätzen. Zwar haben sie in der Gunst des Publikums einige Plätze gut gemacht; Studienräte und Politiker, die beide vor 30 Jahren noch weit vorne lagen, wurden überholt. Doch vom Glanz, den der Beruf in den Augen der schreibenden Zunft selbst hat, finden die Demoskopen wenig. Max Weber hatte in seinem berühmten Essay über den »Beruf zur Politik« 1919 befunden, der Journalist gehöre in den Augen der Öffentlichkeit »zu einer Art von Pariakaste, die in der ›Gesellschaft‹ stets nach ihren ethisch tiefststehenden Repräsentanten sozial eingeschätzt« werde.

Wer sich angesichts solcher Urteile wieder aufrichten will, der muss ins Grundgesetz schauen. Es hält die Pressefreiheit sehr hoch, und das Bundesverfassungsgericht hat sie sogar gestärkt. »Im Zweifel für die Meinungsfreiheit«, entschied das Gericht immer wieder. Einzelne oder Gruppen müssen sich auch harsche, polemische Kritik gefallen lassen, bis hin zu dem Verdikt: »Soldaten sind Mörder«.

Man hatte gelernt. Hitler hatte 1933 die totale Macht binnen weniger Wochen auch dadurch errungen, dass er das freie Wort unterdrückte, Zeitungen zensieren ließ und auch einfach verbot oder enteignete. Ohne die freie Information aber hat Demokratie keine Chance. »Wo Pressefreiheit herrscht und jedermann lesen kann, da ist Sicherheit«, sagte Thomas Jefferson.

Es ist wahr: Die Pressefreiheit deckt auch (fast) jede Dummheit. Was wird nicht alles geschrieben! Doch wäre es anders, die Zensur wäre nahe: Wer will denn entscheiden, was dumm ist und was nicht? Manche »Dummheit« erweist sich später als Geistesblitz.

Theodor Wolff, dessen Namen dieser Preis trägt, hat deshalb zornig gegen das »Schmutz- und Schundgesetz« Stellung bezogen, das der Reichstag 1926 verabschiedete. Es sollte den Leser vor Schund bewahren. Wolff trat – im Streit um dieses Gesetz – sogar aus jener liberalen Deutschen Demokratischen Partei aus, die er 1919 mitgegründet hatte. »Schund«, so schrieb er, sei für ihn so unerfreulich wie für jeden anderen, und »Schmutz« habe auch für ihn einen ekligen Geruch. Doch das Gesetz sei »verwerflich und grotesk«, weil es »die Überwachung und Säuberung der Literatur und der Presse einer neu gebildeten Behörde, ... einem Areopag frommer Pädagogen und mütterlich-gütiger Damen, übergab«. Wo das Wort nicht frei ist, kann man auch journalistisch nicht arbeiten.

Dieser Konflikt zeigt, warum der Journalist einerseits Buhmann und zugleich doch Garant einer informierten Gesellschaft ist. Er hat Freiheit. Er nützt sie. Nicht immer ist das Ergebnis über jeden Zweifel erhaben. Manches ist dumm, manches auch falsch, und manchmal ist es »falsch« im doppelten Sinn des Wortes. Die Pressefreiheit ist deshalb nicht nur ein Recht, sondern auch eine Herausforderung.

Denn nicht Journalisten sind für die Demokratie wichtig; wichtig sind die Informationen, die sie vermitteln. Sie haben die Freiheit zur Dummheit, aber sie müssen der Dummheit und dem Vorurteil widerstehen, so gut dies eben geht. Sie müssen Interessen durchschauen, sich nicht zu Propagandisten machen lassen. Sie müssen verständlich sein und klar, um dem Leser ein Urteil zu erlauben. Sie brauchen Kompetenz und Unabhängigkeit.

Max Weber hat die Journalisten gegen jene Kritik, die er selbst beschrieb, energisch verteidigt. Nicht jedermann sei gegenwärtig, »dass eine wirklich gute journalistische Leistung mindestens so viel ›Geist‹ beansprucht wie irgendeine Gelehrtenleistung – vor allem infolge der Notwendigkeit, sofort, auf Kommando, hervorgebracht zu werden und sofort wirken zu sollen, bei freilich ganz anderen Bedingungen der Schöpfung. ... Dass die Verantwortung eine weit größere ist, und dass auch das Verantwortungsgefühl jedes ehrenhaften Journalisten im Durchschnitt nicht im mindesten tiefer steht als das des Gelehrten ... wird fast nie gewürdigt.«

Solche Qualität zu sichern und das Verantwortungsgefühl zu schärfen, ist eine Herausforderung für die Medien. Wo dies gelingt, und damit dies gelingt, darf man auch einen Preis verleihen.

Am Anfang war die »Stiftung Die Welt«

Es war die »Stiftung Die Welt«, die den Theodor-Wolff-Preis erstmals aussetzte. Sie war 1953 gegründet worden, als die Briten *Die Welt* – die sie 1946 als Zeitung der Besatzungsmacht in Hamburg geschaffen hatten – privatisierten. Axel Springer erwarb 75 Prozent der Anteile. Den Rest überließ man der Stiftung. Indirekt wollten sich die Briten dadurch wohl auch einen Rest an Einfluss auf »ihr« Blatt sichern.

Die »Stiftung Die Welt« sollte in der noch jungen deutschen Demokratie die Zeitungswissenschaften sowie den journalistischen und verlegerischen Nachwuchs fördern und unterstützen. Briten, Amerikaner und Franzosen hatten nach dem Krieg dafür gesorgt, dass in Westdeutschland eine vielfältige Presse entstand. Unbezweifelbare Demokraten bekamen Lizenzen zur Gründung neuer Blätter. Die Besatzungsmächte gaben zwei eigene Zeitungen heraus: Der *Welt* im von den Briten kontrollierten Norden stand *Die Neue Zeitung* in der amerikanischen Zone gegenüber. Herausragende Journalisten, von denen viele vor Hitler aus Deutschland geflohen waren, prägten beide Blätter.

Zwar überlebten nicht alle der nach dem Krieg gegründeten Lizenz-Zeitungen die Währungsreform. Über Nacht war Geld knapp; in den Schaufenstern aber türmten sich Güter auf, die man fast nicht mehr kannte. Plötzlich sahen sich die Zeitungen im Wettbewerb mit unvorstellbaren Köstlichkeiten. Viele behaupteten sich und trugen maßgebend dazu bei, dass sich in jenen Jahren in der Bundesrepublik Deutschland ein festes demokratisches Bewusstsein entwickelte und extremistische Parteien nie eine ernsthafte Chance hatten. Als 1960 der Theodor-Wolff-Preis vorgestellt wurde, hatte die deutsche Presse gezeigt, welchen Beitrag sie in dieser Gesellschaft leistet.

Wer den Theodor-Wolff-Preis »erfand«, ist nicht bezeugt. Hans Wallenberg, langjähriger Chefredakteur der *Neuen Zeitung*, war wohl einer der Anreger, aber auch Alfred Frankenfeld, der Geschäftsführer der »Stiftung Die Welt«. Vorbild sollte der Pulitzerpreis sein, mit dem seit 1917 in den USA herausragende journalistische Leistungen ausgezeichnet werden. Den Namen – Theodor-Wolff-Preis – schlug jedenfalls Frankenfeld vor. Er hatte von 1924 bis 1933 unter dem Chefredakteur Theodor Wolff beim *Berliner Tageblatt* gearbeitet.

In den 27 Jahren, in denen Theodor Wolff das *Berliner Tageblatt* leitete, wurde es zu einer weltweit beachteten deutschen Zeitung. Glanzvolle Federn hatte er um sich versammelt. Seine Leitartikel setzten Maßstäbe. »Sie wurden als die Stimme des demokratischen, freiheitlichen, europäisch gesinnten Deutschland überall zitiert; und sie erregten die Wut derer, die bei den Worten ›Freiheit‹ und ›Demokratie‹ zu ihren Revolvern griffen«, berichtete bei der ersten öffentlichen Verleihung des Preises 1965 einer der engsten Mitarbeiter Theodor Wolffs, Wolfgang Bretholz.

Ein großer Journalist

Theodor Wolff, 1868 in Berlin geboren, kam als junger Mann zum *Berliner Tageblatt*, zunächst als kaufmännischer Lehrling. Doch das Talent zum Schreiben zeigte sich schnell. Er schrieb über Kultur, verfasste auch Romane und Dramen, mischte im Theaterleben mit. Die Neigung zum Feuilleton begleitete ihn sein Leben lang. 1894 ging er für das *Tageblatt* nach Paris. Die Dreyfuss-Affäre wurde für ihn zu einem prägenden Erlebnis. 1906 kehrte er als Chefredakteur nach Berlin zurück.

1933 entließ ihn das *Berliner Tageblatt* – nachdem die Nazis die Zeitung 14 Tage lang verboten hatten. »Wahre Demokratie und Gerechtigkeit verlangen«, so schrieb der Verleger damals an Wolff, »dass positive Leistungen des Staates ... sachliche Anerkennung erfahren. Ich kann mir nicht denken, dass Sie sich der Gefahr aussetzen wollen, von der Öffentlichkeit missverstanden zu werden, wenn Sie das *Berliner Tageblatt* auch dann noch verantwortlich zeichnen wollen.«

In diesem Brief spiegelt sich die ganze Ohnmacht jener Tage. Von »Demokratie und Gerechtigkeit« konnte ja längst keine Rede mehr sein. Aber Hans Lachmann-Mosse, der Verleger, war – anders als Theodor Wolff – ein ängstlicher Mann. Er gab dem Druck nach, anpasserisch, wie der Brief zeigt. Es half ihm nichts: Auch er musste noch 1933 emigrieren. Für Theodor Wolff kam es zwei Monate später schlimmer. In Berlin verbrannten fanatisierte Studenten seine Werke. »Gegen volksfremden Journalismus demokratisch-jüdischer Prägung ... Ich übergebe der Flamme die Schriften von Theodor Wolff.«

Er war für die Mächtigen nie ein bequemer Mann. Im Ersten Weltkrieg hatte er ein Jahr lang nicht geschrieben, weil er die Annexions-Politik Wilhelms II. und der deutschen Heeresführung ablehnte. Die Alldeutschen nannten ihn »Vater-

landsverräter«. Sein *Tageblatt* wurde auch damals schon immer wieder einmal verboten. Die Nationalisten merkten es sich und verfolgten ihn später mit blindem Zorn. Es zählte nicht, dass Theodor Wolff – durchaus national gesinnt – leidenschaftlich gegen die Verträge von Versailles kämpfte und die deutschen Politiker, die dem Druck der Sieger nachgaben und unterschrieben, hart kritisierte. Und auch mit den maßlosen Siegern ging er ins Gericht. Sein Leitartikel zu Versailles hieß: »Nein!«

Er plädierte für den Ausgleich zwischen Völkern und den Gegnern von einst. Er war entschieden, aber er argumentierte fast immer behutsam. »Über jeder Wahrheit«, so notiert er, »schwebt noch ein letztes Vielleicht«. Eine Wahrheit, an die mancher Selbstgerechte in diesem Beruf gelegentlich denken sollte. Der radikal-sozialistische Publizist Kurt Hiller – ein Gegner Wolffs – zollte ihm in einem Nachruf Respekt: Er kenne keinen Journalisten, der wahrheitsliebender gewesen sei. Kann man mehr sagen?

Den Nachwuchs durch Vorbilder schulen

Am 24. Juni 1960 wurde der Theodor-Wolff-Preis der Öffentlichkeit vorgestellt. Er sollte »zur Heranbildung des journalistischen Nachwuchses durch Vorbilder« herausragende journalistische Leistungen auszeichnen. Ein halbes Jahr später – am 1. Februar 1961 – wurde er zum ersten Mal ausgeschrieben. Zehn Preise waren mit insgesamt 30.000 Mark (rund 15.300 Euro) dotiert.

Man wollte damit herausragende Texte prämieren. Doch zugleich sollte journalistische Qualität und Qualifikation gefördert werden. Deshalb kann der Preis nur an hauptberuflich tätige deutsche Journalisten vergeben werden und nur für Artikel, die in deutschen Tages- und Wochenzeitungen und Nachrichtendiensten erscheinen. Ursprünglich durften nur die Vorstände der Landesverbände des Deutschen Journalisten-Verbands – von 1962 an auch die der Deutschen Journalistenunion – preiswürdige Arbeiten vorschlagen. Dieses eingeengte Vorschlagsrecht wurde aber bald aufgegeben. Seither können auch der Autor selbst und seine Zeitung Artikel einreichen und inzwischen können Vorschläge auch aus dem Kuratorium und der Jury des Preises kommen. Über die Preisträger entschied am Anfang der Vorstand der »Stiftung Die Welt«, unterstützt von einem Beirat angesehener Journalisten.

In den ersten Jahren wurde um die Preisverleihung nicht viel Aufhebens gemacht. Die Preisträger wurden informiert und erhielten ihr Preisgeld. 1965 wurde der Preis zum ersten Mal öffentlich – in einer Feierstunde an der Freien Universität (FU) in Berlin – vergeben. Dies war möglich, weil die »Stiftung Die Welt« mit dem »Institut für Publizistik« an der FU 1964 vereinbart hatte, den Preis gemeinsam auszuschreiben. Den Anstoß gab der Geschäftsführer der Stiftung, Alfred Frankenfeld. In einem Brief hatte er 1962 dem Direktor des »Instituts für Publizistik«, Fritz Eberhard, geschrieben, ein so bedeutsamer Preis sollte eigentlich nicht allein von einer privaten Stiftung verteilt werden. Auch beim Pulitzerpreis in den USA habe eine Universität – Columbia – die Ausschreibung übernommen.

Kooperation mit der Freien Universität Berlin

Für den Theodor-Wolff-Preis lag die Zusammenarbeit mit der Freien Universität nahe. In Berlin hatte Theodor Wolff gewirkt. Durch die Zusammenarbeit wolle man – so Frankenfeld – den Preis aufwerten und ihm »jene Neutralitätsposition« geben, »die verhindert, dass manche Verleger oder auch Journalisten fürchten, die ›Stiftung Die Welt‹ wäre doch nur ein Anhängsel der *Welt*-Verlagsgesellschaft in Hamburg, (obwohl sie in Wirklichkeit unabhängig ist)«. Die Kooperation mit dem »Institut für Publizistik« verschaffte zudem den jungen, um Anerkennung ringenden Zeitungswissenschaften an den deutschen Universitäten Aufmerksamkeit, ganz im Sinn der Stiftung.

Fritz Eberhard berief 1964 gemeinsam mit der Stiftung eine zehnköpfige Jury, die über die Preisvergabe entscheiden sollte. Die Preissumme wurde auf 42.000 Mark (rund 21.470 Euro) erhöht.

Doch die Zusammenarbeit stand unter keinem guten Stern. Spannungen brachen auf, als die Apo (Außerparlamentarische Opposition) gegen die »faschistoide« Gesellschaft in der Bundesrepublik aufbegehrte. Als deren publizistischer Exponent erschien den 68ern die »Springer-Presse«. Fritz Eberhard selbst war in den 20er Jahren als radikaler Sozialist aus der SPD ausgeschlossen worden. Er hatte sich später unter großer persönlicher Gefahr im Widerstand gegen Hitler engagiert. Und auch wenn er nach der Rückkehr aus dem Exil ins politische »Establishment« aufrückte – er war einer der Väter des Grundgesetzes und der

erste Intendant des Süddeutschen Rundfunks –, solidarisierte er sich als Professor schnell mit den Zielen der Apo. Ihm – der 20 Jahre später als Mittachtziger noch Hausbesetzern in Kreuzberg Mut zusprach – war die »Springer-Presse« fast so verdächtig wie manchen seiner Studenten, jedenfalls zu konservativ.

Als die »Stiftung Die Welt« 1966 in der umfassenderen »Axel Springer Stiftung« aufgeht, kündigt Eberhard den Vertrag. Er wolle seinen Namen und sein Institut nicht mit Springer in Zusammenhang gebracht sehen. Die Stiftung solle nur noch das Geld zur Verfügung stellen und dem Institut die Verwaltung des Preises ganz überlassen, um dessen »Unabhängigkeit von einseitiger Interessennahme« zu unterstreichen, forderte Eberhard. Auch bei der Wahl der Jury beanspruchte er das letzte Wort.

Die »Axel-Springer-Stiftung« empfand es als Affront, dass ihre Unabhängigkeit derart infrage gestellt wurde. Man konnte geltend machen, dass in der Jury prominente Journalisten verschiedener politischer Couleur saßen – darunter Fritz Sänger, Ex-Chefredakteur der Deutschen Presse-Agentur, der acht Jahre lang die SPD im Bundestag vertrat. Der Konflikt spiegelte die Unversöhnlichkeit jener Jahre wider. So schrieb nun die »Axel-Springer-Stiftung« den Preis alleine aus.

In der aufgeheizten Atmosphäre nach 1968 war man aber auch bei Springer über den Konflikt nicht glücklich. Zwar zeigt die Liste der Preisträger aus jenen Jahren, dass der Theodor-Wolff-Preis allein nach journalistischer Qualität vergeben wurde. Viele Journalisten wurden ausgezeichnet, die der sozial-liberalen Koalition und vor allem ihrer Ostpolitik zuneigten. Niemand konnte also ernsthaft den Vorwurf erheben, die Jury sei nicht neutral.

Doch der Streit um die Politik der Bundesregierung gegenüber Moskau und der DDR begann die Gesellschaft zu spalten, und Axel Springer bezog in dieser Konfrontation sehr klar Position. Da lag es nahe, den Preis, der inzwischen zur angesehensten Auszeichnung für deutsche Journalisten geworden war, von jedem Verdacht der Parteilichkeit freizuhalten.

Der Präsident des Bundesverbands Deutscher Zeitungsverleger (BDZV), Johannes Binkowski, hatte, wie er später berichtete, »in verschiedenen Gesprächen mit Axel Springer die Überzeugung gewonnen, dass der Preis eigentlich in die Hände der gesamten Verleger gehöre«. Auch Springer dachte so. So wurde der Theodor-Wolff-Preis – für Arbeiten aus dem Jahr 1972 – zum ersten Mal vom Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger ausgeschrieben. Er hatte eine fiduziarische Stiftung »Theodor-Wolff-Preis« eingerichtet. Nicht alle Mitglieder des BDZV verstanden die Bedeutung des Preises für das Ansehen der Presse sofort. So half auch in der Übergangszeit die »Axel-Springer-Stiftung« noch über einige Jahre hin finanziell aus, bis die Stiftung beim BDZV auf festen Beinen stand.

Ein Preis ist ein Preis

Theodor-Wolff-Preis ist Theodor-Wolff-Preis, 1962 wie heute. So scheint es. Wer sich über die Details beugt, erkennt schnell: Es scheint nur so. Die Ausschreibungsbedingungen wurden immer wieder einmal verändert. Als die Zusammenarbeit mit der FU begann, hatte man die Zahl der ausgeschriebenen Preise von zehn auf 14 erhöht. Sogar dies schien der Jury nicht immer genug: Sie teilte einige Preise auf mehrere Preisträger auf.

Die Preisvermehrung war nicht unproblematisch, zumal der Theodor-Wolff-Preis Konkurrenz bekam. Presseorganisationen, Stiftungen, Verbände, Unternehmen lobten immer neue Journalistenpreise aus, darunter bedeutende, die bestimmte journalistische Stilformen förderten. Für Reportagen entstand der Egon-Erwin-Kisch-Preis, der 2005 im Henri-Nannen-Preis aufging. Für investigative Texte gibt es zudem seit 1969 den Wächter-Preis der Tagespresse, um nur zwei wichtige Journalistenpreise zu nennen. 1976 reduzierte man die Zahl der Theodor-Wolff-Preise auf fünf. Sie stieg später vorübergehend noch bis auf sieben.

Die Geschichte des Preises zeigt aber auch einen Konflikt zwischen Jury und Stifter. Jede Jury will möglichst freie Hand bei ihrer Entscheidung. Vergabekategorien stören da. Auf der anderen Seite hatten die Stifter des Theodor-Wolff-Preises ein großes Interesse, alle journalistischen Formen und alle Themen zu fördern.

Zunächst lobte man deshalb die Preise für präzise Textformen und Themen aus: je einen für Leitartikel, Korrespondentenbericht, Reportage oder Interview, Lokales, Wirtschaft, Feuilleton, eine Glosse oder einen Kommentar aus der Wissenschaft, Gerichtsbericht und Sport. Und – ein Tribut an das Berlin nach dem Mauerbau – einen Preis für Artikel über die »Wiedervereinigung oder Berlin«.

Doch die Vorgaben engten die Jury ein. Man vergab Preise, weil sie bestimmten Kategorien entsprachen, während andere (bessere?) Arbeiten auf der Strecke blieben. Sie waren eben – in ihrer Kategorie – nur die zweitbesten. So lockerte man über die Jahre hin die Regeln immer wieder.

Talente im Lokalen

1970 wird die Jury zum ersten Mal nicht mehr auf bestimmte journalistische Formen (wie den Leitartikel) festgelegt. Nur thematisch ist sie gebunden: Vier Preise sollten für Politik, je zwei für Kultur und Lokales und je einer für die anderen Themen vergeben werden.

1976 beschloss man, der Jury gar keine Vorgaben mehr zu machen – mit einer Einschränkung: Zwei der fünf Preise sollten Texte aus dem Lokalen auszeichnen. Im Übrigen galt: Qualität allein ist der Maßstab. Die Jury soll aber berücksichtigen, unter welchen Bedingungen die Artikel zustande gekommen sind. Der Preis soll nicht zur Domäne der großen Tages- und Wochenzeitungen werden, deren Redakteure viel Zeit zur Recherche und zum Schreiben haben. Auch bei kleineren Zeitungen gibt es große Talente, die Anerkennung verdienen. Wer die preisgekrönten Arbeiten der vergangenen Jahrzehnte liest, der sieht, wie viele eindrucksvolle Artikel in Lokalzeitungen erschienen sind. Und die Reaktionen zeigen, welcher Ansporn für diese Redaktionen die Auszeichnung ist.

Aus einem ähnlichen Grund wurden 1979 zwei Förderpreise für junge Redakteure ausgeschrieben. 1994 schaffte man sie wieder ab. Einmal, weil viele der Jüngeren nicht schlechter schreiben, recherchieren und argumentieren als altgediente Profis. Die Unterscheidung war willkürlich. Zum anderen wird seit 1991 der angesehene »Axel-Springer-Preis« gezielt für junge Journalisten ausgelobt.

Auch ein anderer Sonderpreis des Theodor-Wolff-Preises – für herausragende Parlamentsberichterstattung – wurde nur vorübergehend (1988 bis 1994) verliehen. Das Bundestagspräsidium hatte ihn angeregt. Die wichtige Arbeit des Parlaments sollte ins Licht gehoben werden. Doch der Preis half wenig: Die Einsendungen waren rar. Als der Bundestag 1993 selbst einen Medienpreis ausschrieb, wurde der Sonderpreis gestrichen.

Das Jahr 1995 brachte statt dessen eine andere Neuerung: Zum ersten Mal wurde ein Theodor-Wolff-Preis »für essayistischen Journalismus« durch ein höheres Preisgeld gegenüber sechs anderen Würdigungen herausgehoben. Er sollte für eine »herausragende literarisch-journalistische Leistung« vergeben werden. Auch diese Regel hatte jedoch keinen Bestand.

Seit 2002 werden wieder nur noch fünf Preise ausgelobt, alle in gleicher Höhe mit 6.000 Euro dotiert. Die Form des journalistischen Essays hatte sich als schwer abgrenzbar erwiesen. So wurde – im Gedenken an den Leitartikler Theodor Wolff – einer der fünf Preise der Form »Kommentar/Glosse/Essay« gewidmet. Zwei der Preise werden für »Lokale Themen« vergeben, womit man der Tatsache Rechnung trägt, dass das Gewicht des Lokalen für die Zeitungen in der neuen Medienwelt wächst.

Die Jury hat 1997 zum ersten Mal zusätzlich ein »journalistisches Lebenswerk« mit einem Theodor-Wolff-Preis ausgezeichnet. Dieser undotierte Preis wird nicht zwingend in jedem Jahr vergeben. Bisher haben zehn Journalisten ihn erhalten.

Brillante Texte

Wer die 40 Bände durchblättert, in denen seit 1969 die preisgekrönten Artikel erschienen sind, sieht freilich auch, dass sich nicht nur die Ausschreibungsbedingungen verändert haben. Die preisgekrönten Artikel sind emotionaler und persönlicher geworden. Es sind oft eher Geschichten als Analysen oder grundsätzliche Betrachtungen. Einzelschicksale rücken in den Mittelpunkt: Der Herzkranke, der – fast ohne Hoffnung – über Wochen hin auf sein neues Herz wartet; der kleine Junge, den die Eltern in die Babyklappe legen und ein paar Stunden später zurückholen, zu ihrem Glück. Der Obdachlose, der als »Zugnomade« Tag und Nacht in den Zügen der Deutschen Bahn lebt und sich ernährt, indem er Pfandflaschen sammelt; die Geschichte eines Frankfurter Trinkhallenbesitzers und dessen – zum Teil dahinvegetierender – »Saufkundschaft« oder das Porträt des Fotografen, dessen Lebensinhalt es war, Lady Di immer im Sucher zu haben. Texte, die – auch wenn es um einzelne Schicksale geht – doch Fragen an die ganze Gesellschaft stellen.

In den letzten Jahren wurden zudem immer wieder Artikel ausgezeichnet, in denen Journalisten über persönliche Erfahrungen berichteten, über den Konflikt, der sich an der Rolle des Vaters bei der Erziehung der eigenen Kinder entzündet; über die Gefühle des Journalisten, als er einer Partei beitritt; über das glückliche Leben mit dem eigenen behinderten Kind oder über die »Bewälti-

gung« der Erinnerung an den RAF-Mord am Patenonkel: Alfred Herrhausen. Brillante Texte, emotionaler und gerade darum oft sogar fesselnder als jene, die in früheren Jahrzehnten ausgezeichnet wurden.

Doch dies hat auch eine Kehrseite, die zum Nachdenken über die Entwicklung der modernen Medien zwingt. Beiträge, die sich mit großen politischen Themen oder gesellschaftlichen Fragen beschäftigen, sind unter den preisgekrönten Arbeiten rar geworden. Vor rund 25 Jahren (1987) gingen drei Preise an Essays über die Barschelaffäre, Lothar Späths politischen Aufstieg und die provozierende Behauptung: »Deutschland ist teilbar.« Vor gut vierzig Jahren (1971) wurden Texte ausgezeichnet, die untersuchten, wie die Proteste der 68er das Denken der Gesellschaft verändert hatten, welche Rolle das Fernsehen für die Entwicklung eines Politikers spielte, die die politische Bedeutung de Gaulles würdigten und die mit den überzogenen Erwartungen abrechneten, die am Ende der Wunderjahre an die Wirtschaft gestellt wurden. Analytische und nachdenkliche Betrachtungen.

Dieser Wandel hat eine innere Logik. In einer Welt, in der die Bilder und Berichte von jeder mittleren Katastrophe, wo immer sie sich ereignet, uns zuverlässig und fast sekundenschnell erreichen – jedes Flugzeugunglück vom anderen Ende der Welt, jeder dramatische Autounfall auch in 500 Kilometer Entfernung –, wird es schwerer, den Zeitungsleser zu fesseln. Wir sind »live« dabei, wenn auf dem Tahrir-Platz in Kairo Mubarak hinweggefegt wird. Für einen Augenblick sind wir alle Ägypter. Wir hörten Gaddafis wütende Reden, wir erleben, wie der Tsunami ganze Städte in Japan hinwegschwemmt und wie die Atommeiler in Fukushima explodieren. Solchen Bildern gegenüber hat es das gedruckte Wort schwer. Bewegende Geschichten aber ragen aus dem unendlichen Strom der Bilder, Nachrichten, Informationen heraus. Und es sind Unikate. Dass Texte – verknüpft mit dramatischen Einzelschicksalen oder gar mit persönlichen Erlebnissen – mehr Aufmerksamkeit wecken, spiegelt den Umbruch in der Welt der Zeitungen und der Medien wider.

Ein Bild sagt mehr als tausend Worte, sagen wir leichthin. Aber sagen Bilder wirklich immer, was sie zu sagen scheinen? Ein ölverschmierter Kormoran wurde zum abschreckenden Symbol des Golfkrieges. Nur: Der Kormoran hatte den Golf nie gesehen. Sein Bild lag im Archiv. Und weckte Emotionen. Doch wird hier sachlich informiert? Das ist eine Frage an den Qualitätsjournalismus. Kommen

im harten Konkurrenzkampf die nüchterne Information und Erklärung, der detaillierte Hintergrundbericht, der nachdenkliche Leitartikel, die alle dem Bürger ein abgewogenes Urteil erlauben, nicht gelegentlich zu kurz? Theodor Wolff würde dies nicht gefallen.

Um analytische Texte zu pflegen und auszuzeichnen, werden von 2013 an neben den beiden Preisen für Lokaljournalismus zwei Preise für Reportage/Essay/Analyse ausgeschrieben und ein Preis ganz gezielt für Meinung/Leitartikel/Kommentar/Glosse. Und noch in einer anderen Art wird dem Umbruch in der Medienwelt Rechnung getragen: Künftig kann der Theodor-Wolff-Preis auch für Artikel vergeben werden, die ausschließlich auf den Online-Seiten der Zeitungen erschienen sind.

Die Zeitung kann gar nicht von gestern sein

Nichts ist so alt, wie die Zeitung von gestern. Doch über alle Veränderungen hinweg lesen sich die preisgekrönten Artikel heute noch frisch wie am ersten Tag. Sie sind als Texte »vergessen«, aber wer sie liest, erkennt: Sie wirken »über den Tag hinaus«. Sie haben die Gedanken beeinflusst, Menschen informiert, Leser ergriffen. Die Zeitung vergeht, aber sie hinterlässt Spuren in den Köpfen. Und deshalb hatte der Journalist und Gründer des Verbands der Lokalpresse, Erich Wagner, der zwei Jahrzehnte lang zum Kuratorium des Theodor-Wolff-Preises gehörte, Recht, wenn er – ein Optimist – über die eigene journalistische Lebensbilanz schrieb: »Die Zeitung kann überhaupt nicht von gestern sein.«

(Berlin 2012)

»... so schwebt über jeder Wahrheit noch ein letztes Vielleicht«

Zum Leben und Werk von Theodor-Wolff

Von Bernd Sösemann

Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* lobte ihn als »genauen Zeitbeobachter und -schilderer« (Johannes Gross). In der Wochenzeitung *Die Zeit* rühmte Wolf Schneider seine sprachliche Klarheit und Stilsicherheit. Zu seinem 60. Geburtstag hatte ihn bereits das *Neue Wiener Journal* den »vielseitigsten und dabei tiefsten und stilvollsten politischen Journalisten Deutschlands« genannt. Bis heute hält die Bewunderung für den Berliner Journalisten Theodor Wolff an. Womit beeindruckte er seine Zeitgenossen und worauf gründet sich seine anhaltende Wirkung?

Theodor Wolff gehörte der Generation der um 1870 Geborenen an. Er zählte damit zu den »Jungen« des Kaiserreichs, die in den 1871 gegründeten Nationalstaat mit nicht geringen Erwartungen und einer ausgeprägten Bereitschaft zum Handeln hineinwuchsen. Dazu sind Max Reinhardt (1873-1943), Karl Kraus (1874-1936), Thomas Mann (1875-1955), Max von Baden (1867-1922), Karl Helfferich (1872-1924) oder Walther Rathenau (1867-1922) ebenso zu zählen wie Richard Riemerschmid (1868-1957), Werner Sombart (1863-1941), Max Weber (1864-1920), Peter Behrens (1868-1940), Harry Graf Keßler (1868-1937) oder Max Halbe (1865-1944). Sie alle verbanden keineswegs die gleichen, aber doch weithin ähnliche Vorstellungen über eine Modernisierung, einige dachten sogar an eine Demokratisierung des Kaisertums und damit des Wilhelminischen Machtstaats. Sie dachten über die Sicherung einer wirtschaftlichen Prosperität nach, die zu einer Stärkung der sozialen Integration in der Industriegesellschaft führen könne. Sie sannen über alternative Lebensformen nach. Ihre »authentische« Kultur sollte in jenem »Zeitalter der Reizbarkeit« (Karl Lamprecht) zu einer neuen Identität führen. Ihr gemäßigter und unterschiedlich konsequent umgesetzter Ausbruch aus der »Welt der Väter« manifestierte sich in vielgestaltigen ästhetischen Protesten. Dabei schrieben sie der Bildung, der Literatur, der Kunst und besonders einer als politische und gesellschaftliche Kraft erstarkenden Öffentlichkeit die Schlüsselrolle zu.

Theodor Wolff wurde am 2. August 1868 als Sohn des aus Grünberg (Schlesien) nach Berlin gezogenen jüdischen Textilkaufmanns Adolph Wolff und seiner Frau Recha, geb. Davidsohn (Tochter eines Arztes aus Danzig), in der jungen Hauptstadt des Norddeutschen Bundes geboren. »Die Firma, die mein Vater in Berlin gründete«, erinnerte er sich später, »verkaufte ›en gros‹ die geblümten

Theodor Wolff porträtiert von Lotte Jacobi, einer berühmten Fotografin der Weimarer Republik.

Kattune, die damals bei den Berlinerinnen sehr beliebt waren.« Er hatte drei Geschwister. Nach einem kurzen, lediglich mit der Mittleren Reife abgeschlossenen Gymnasialbesuch – »ich hatte mit der deutschen Sprache bei den Magistern kein Glück« – begann er, der Journalist werden wollte, zuerst einmal eine kaufmännische Lehre beim *Berliner Tageblatt* (B.T.), einem der größten Publikationsorgane seines Cousins, des angesehenen Verlegers Rudolf Mosse. Dabei blieb es nicht lange, denn mit Reisefeuilletons, Theater- und Literaturberichten erregte er in Berlin schnell Aufmerksamkeit. Die Stadt weckte seinen literarischen Ehrgeiz erfolgreich, in wenigen Jahren wurde er mit mehreren Romanen, Feuilletonsammlungen und Schauspielen weit über die Stadtgrenzen und sogar über Deutschland hinaus beachtet. Theater in Berlin, München, Kopenhagen und Wien führten seine Stücke »Niemand weiß es« und »Die Königin« auf. Er gründete mit Otto Brahm, Samuel Fischer und Maximilian Harden den Theaterverein »Die Freie Bühne«, mit dessen Hilfe die damalige Moderne, der Naturalismus, ihren Siegeszug antrat. Theodor Wolff übersetzte aus dem Französischen und machte mit einem enthusiastisch eingeleiteten Reclam-Bändchen Jens Peter Jacobsen in Deutschland bekannt. Eine Karriere als Journalist schien zumindest nicht mehr nahe zu liegen; die literarischen »Ikarusflüge«, wie er im Alter selbstkritisch über seine Kunst spottete, gaben aber nicht zu großen Hoffnungen Anlass.

»Mosses junger Mann«

Die Perspektiven änderten sich überraschend schnell, als sein Verleger ihn für einen renommierten Platz im Ausland vorschlug. 1894 übernahm »Mosses junger Mann«, wie der schnelle Aufsteiger in der Öffentlichkeit in einer Mischung aus Spott und Bewunderung hieß, die Aufgaben des B.T.-Korrespondenten in Paris. Die Beziehungen zwischen den beiden Nachbarstaaten waren damals nicht die besten, und Wolff gab sich keinen Illusionen hin. Die inhaltliche Grundlage für seine pragmatisch angelegte Berichterstattung bildete die von ihm im Herbst 1895 formulierte Erkenntnis: »Ich habe die Stimmung in Frankreich niemals schlechter gesehen als zur Zeit unserer liebenswürdigsten Werbungen.« Seine ausführlichen, atmosphärisch dichten und präzisen Telegramme über die Dreyfus-Zola-Prozesse, die Flut des Antisemitismus und Chauvinismus in der französischen Gesellschaft und das Interesse der deutschen Leser an den skandalträchtigen Vorgängen ließen die Zeitungsauflage und Theodor Wolffs Ansehen in kurzer Zeit steigen. Sein Kürzel »T.W.« stand für journalistische Qualität, geistige Unabhängigkeit und politische Seriosität. Als Zola sich vor Gericht zu verantworten hatte, berichtete Theodor Wolff seinen fernen Lesern in einem kleinen politischen Feuilleton: »Man führt an diesem Tisch einen ernsten Kampf, aber man führt ihn mit einem vergnügten Eifer. Im Grunde amüsirt man sich königlich. Man amüsirt sich über jede gelungene List, über die Resultate des eigenen Scharfsinns, über den Kampf als Kampf. Die ›Angeklagten‹ sind die Herren im Saale, die Ankläger werden gezwungen, sich zu verantworten. Man hat selten einen solchen Prozeß gesehen [...]. Zola spricht mit einer etwas rauhen und harten Stimme. Bald stößt er die Worte einzeln hervor, bald überstürzen sie sich. Er ist kein Redner. Und wenn es auch ein prachtvoller Hieb war – und voll brutaler Ironie –, als er sagte: ›Der General Pellieux hat seine Schlachten mit dem Schwerte gewonnen, ich die meinen mit der Feder; die Nachwelt wird zwischen dem General Pellieux und Emile Zola wählen‹, in diesem Saale, dessen ganzer Hintergrund mit einer wohldressierten Generalstabsclique besetzt ist, schaden dem ›Angeklagten‹ diese Äußerungen eines großen, schönen und berechtigten Selbstbewußtseins.«

Der Aufenthalt in Frankreich formte Theodor Wolffs politisches Weltbild, ließen Parlamentarisierung und später auch Demokratisierung zu seinen Haupt-

zielen werden. In seinem großen Essay »Geistige und künstlerische Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich seit fünfundzwanzig Jahren« (1897) plädierte er für eine vorurteilslose Annäherung der leichteren Art zwischen den beiden Staaten. Kein Volk müsse dabei seine Identität und Originalität verlieren, denn gerade weil Franzosen und Deutsche so wenig einander glichen, ergänzten sie sich, könnten viel voneinander lernen. Er hoffte, dass die Diplomaten ihnen die Zeit gönnten, sich auszusprechen. »Wenn es auch schön sein möchte, Geschichte zu gestalten, dann sei es noch schöner, Kulturgeschichte zu machen.«

Der Chefredakteur

1902 heiratete Theodor Wolff die Schauspielerin Marie Louise Anna Hickethier (1872-1956). Ihre drei Kinder wurden evangelisch getauft und von einem katholischen Hauslehrer in Berlin erzogen. Denn inzwischen, seit dem Herbst des Jahres 1906, war Theodor Wolff bereits wieder von Rudolf Mosse aus Paris in die Reichshauptstadt zurückgeholt worden. Er sollte die Chefredaktion der Zeitung übernehmen und ihr neue Impulse geben. Die Ablösung seines Vorgängers geschah allmählich und in moderater Form, der Wandel der Zeitung dagegen erfolgte in wenigen Jahren, kraftvoll, systematisch und entschieden. Theodor Wolff formte das B.T. zum fortschrittlich-liberalen Hauptblatt Deutschlands um. Nach kurzer Zeit wurde es auch vom Ausland hoch geschätzt und von den Diplomaten als repräsentative Stimme eines unabhängigen, den Nationalliberalen zwar im Grundsätzlichen, aber nicht in allen Fragen nahestehend, gewürdigt. Für die Redaktion gewann Theodor Wolff die besten Köpfe seiner Zeit. Bei der Suche nach Talenten konnte er sich neben seinen Kenntnissen auf ein sicheres Gespür und eine glückliche Hand verlassen. In der Redaktion sorgte er für die ihrer Entfaltung förderlichen Plätze, indem er diesen Individualisten, diesen versponnenen Künstlernaturen und genialen Sprachartisten den nötigen Freiraum verschuf. Sein Vorgehen fand nicht immer sogleich den Beifall des Verlegers, doch der sich bald zeigende Erfolg des Blattes und die begeisterten Leserbriefe überzeugten Rudolf Mosse. Im *Berliner Tageblatt* schrieben u.a. Alfred Kerr, Rudolf Olden, Ernst Feder, Erich Dombrowski, Paul Scheffer, Fred Hildenbrandt, Victor Auburtin, Kurt Tucholsky, Joseph Roth und Alfred Einstein.

Der Familienvater: Theodor Wolff mit seinen Kindern Richard, Lilly und Rudolf (v.l.).

Als »Vaterlandsverräter« beschimpft

In der Wilhelminischen Gesellschaft existierte zwar ein latenter Antisemitismus, doch trafen seine punktuellen vulgär-radikalen Ausprägungen keineswegs auf eine allgemeine Zustimmung. Alle Juden, seien sie nun weitgehend assimilierte, getaufte oder überzeugte, nutzten die Freiräume, die ihnen die Rechtsstaatlichkeit sicherte. Die Öffentlichkeit, eine weitgehend freie Presse und die sich daraus entwickelnden machtbegrenzenden Wirkungen des »öffentlichen Druckes« erlaubten eine relativ freimütige politische Kritik und gestatteten die Suche nach neuen Orientierungen. Zu keiner Zeit war Theodor Wolff, der gebildete, selbstsichere und gewandte Jude, in seinen politischen, kulturellen und sozialen Kommentaren unumstritten. Den Künsten gegenüber aufgeschlossen, reich an Auslandserfahrung und parteipolitisch unabhängig, formulierte er seine Ansichten über eine selbstbewusster zu vertretende Politik viel zu entschieden, als dass er nicht im Tagesstreit ein bevorzugtes Feindbild abgegeben hätte. Den meisten Völkischen war er allein schon seines mosaischen Glaubens wegen ein has-

senswerter »typischer Vertreter der jüdisch-börsianischen Journaille«. Ein paar Jahre später setzten die gefährlichen Epigonen dieser Antisemiten ihn bei ihren Strafaktionen und in ihren Straßenschlachten auf die Feme-Mord-Listen. Die Alldeutschen schimpften ihn »Vaterlandsverräter«, weil er in seinen Leitartikeln ihre nationalistisch-imperialistischen Ziele nur allzu wirksam widerlegt hatte. Konservative Minister des Kaiserreichs verweigerten Theodor Wolff die erbetenen Interviews, obwohl der Reichskanzler ihn zur selben Zeit zu einem Exklusivgespräch eingeladen hatte. Im Ersten Weltkrieg setzten die Militärs gegen den Widerstand der Politiker einen monatelangen, weit über Deutschland hinaus registrierten und dem Deutschen Reich letztlich zum Schaden gereichenden Schreibverzicht Theodor Wolffs durch. Dagegen sah die erste Regierung der jungen Weimarer Republik Theodor Wolff als Botschafter für Paris vor, doch lehnte er das Angebot des Reichskanzlers Hermann Müller schließlich zugunsten der journalistischen Arbeit ab. Dessen politisch so unterschiedlichen Amtsnachfolger, die Reichskanzler Hans Luther, Gustav Stresemann und Kurt von Schleicher, nutzten Theodor Wolffs langjährige Kontakte zum Quai d'Orsay wiederholt für vertrauliche Missionen.

Theodor Wolffs gesellschaftspolitisches Denken bestimmte seinen Schreibstil. Seine liberale Haltung und seine freiheitlichen Ansichten wirkten sich auf Argumentationsweise und Darstellungsform aus. Sie beeinflussten seine Wortwahl und Diktion, führten zu spezifischen Beispielen und historischen Analogien, prägten sogar Bilder und Metaphern. Den Zeitgenossen sind Theodor Wolffs Belesenheit und seine literatur- und kulturgeschichtliche Bildung am stärksten erinnerlich. In Memoiren, Tagebüchern, Autobiografien und Korrespondenzen stoßen wir auf seinen Namen oder auf Kommentare zu seinen Leitartikeln. Nahezu ausnahmslos beeindruckten der Kenntnisreichtum und die differenzierte Argumentation. Selbstverständlich schien es allen seinen Lesern, dass die ihnen mitgeteilten Fakten immer stimmten. Die Exempla schienen nicht aus entfernten Schultagen herbeigezerrt zu sein oder aus oberflächlicher Schnelllektüre zu stammen. Souverän ging Theodor Wolff mit Zitaten um. Seinen Gegnern hielt er am liebsten ihre sachlich überholten Ansichten und die von ihnen vergessenen oder verdrängten programmatischen Erklärungen vor. Im literarisch-journalistischen Gefecht freute es ihn, »auf glitschigem und abschüssigem Wege einen Halt bei einem berühmten Schriftsteller und einem guten Zitat zu finden«.

Mitunter häufte er jedoch auch zu viel des Guten auf einer einzigen Titelseite an. Es ist nicht nur einmal der Stoßseufzer überliefert, dass seine Kommentare zum Zeitgeschehen mit historischen und literarischen Bildungsgütern so befrachtet gewesen seien, dass man sich bei der Lektüre der eigenen Halbbildung nur allzu deutlich bewusst werde.

Keine Scheu vor offenen Worten

Selbst literarische und kulturelle Themen behandelte Theodor Wolff in enger Beziehung zu den politischen Grundfragen, aus denen sie sich ursprünglich sachlich ergeben hatten. Im Vordergrund stand bei ihm, der nie eng parteipolitisch dachte und handelte, zumeist das Dreieck »Demokratie – Parlamentarismus – Fortschritt«. Wenn wir heute – nach den Erfahrungen aus der Endphase der Weimarer Republik und der nationalsozialistischen Diktatur – den damaligen Optimismus auch nicht mehr teilen können, so beeindrucken in unserer Zeit immer noch Theodor Wolffs journalistische Entschiedenheit und die Lauterkeit seines politischen Wollens. Da die Öffentlichkeit der Weimarer Republik von starken monarchistischen und ständischen Vorstellungen bestimmt war und Theodor Wolff die deutliche Formulierung des eigentlichen Problems ebenso wie die journalistische Offensive liebte, setzte er in seinem für die Kandidatur Friedrich Eberts werbenden Porträt bei überholten feudalen Ansichten und den sich darauf gründenden aktuellen Diffamierungen an: »Es wäre vielleicht für Deutschland besser gewesen, hätte man einige solcher Sattlergesellen schon früher herangeholt. In keinem anderen Lande wagte man es noch, von einem Manne witzelnd zu sprechen, weil seine große Leistung nicht aus Familientradition und regelmäßig erledigter Amtsbüffelei entstand. Denjenigen fehlen Selbstbewußtsein und Kulturempfinden, die sich, neidischen und scheelsüchtigen Kasten nachplappernd, vor dem Verdienste eines, der zu ihnen gehört, nicht beugen wollen. Das englische Parlament vom Jahre 1653 hieß ›Barabones Parlament‹, nach einem Manne, der ebenfalls ein Sattler war. Mit Stolz verzeichnen die englischen Geschichtsschreiber, daß es unter den ersten Mitgliedern des freien Parlaments und unter den besten Staatsdienern jener Aufstiegszeit Schuhflicker wie Hewson und Rolfe, Schneider wie Pemble, gewöhnliche Soldaten wie Skippon, Bedienstete wie Deane, Berners und Horton, Kesselflicker wie Fox, Krämerlehrlin-

Sonntags-Ausgabe

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung

GEHT HIN UND WÄHLT!

Die Klammer

geht hin und wählt!

Klare Botschaft auf Seite Eins im März 1933.

ge wie Salvay und Whalley gab. Allerdings, der Gerber Kleon in Athen hat in der Geschichte einen schlechten Ruf. Aber Kleon war ein nationalistischer Kriegshetzer, völkisch und athenisch-national. [...] Erst neulich hat mir ein Großindustrieller, den man nicht gerade zu den Demokraten rechnet und den seine Kreise besonders ehren, mit warmer Betonung gesagt: ›Dieser Ebert ist wundervoll!‹ Und ein Hochgestellter, der auch kein Demokrat ist, pflegte seine Meinung gern in die Worte zusammenzufassen: ›Er ist ein Herr!‹ In der Tat, Ebert, der ›Sattlergeselle‹ war ›ein Herr‹ – nicht ein Herr mit feudaler Volksverachtung, wohl aber ein Herr, der im Namen eines selbständigen Volkes auftritt und seine Autorität durchzusetzen weiß. Er hatte diese Autorität nicht in einer goldenen Wiege gefunden, er borgte sie nicht von vermoderten Ahnen, er sicherte sie sich nicht durch Theaterputz und Treffen, aber sie kam ihm aus dem unerschütterlichen Verantwortungsgefühl gegenüber dem Volke und der Republik.«

Gegen die Zensoren

Eine sprachlich und inhaltlich ungewöhnlich scharf ablehnende Position nahm Theodor Wolff im Sommer 1918 ein, als er Houston Stewart Chamberlains philosophischen Spekulationen über den »germanischen« und »semitischen« Geist und dessen deutschen Nachschwätzer ironisierte. Ebenso wenig wollte er Zweifel an seiner Einschätzung der geistig-kulturellen und damit auch der politischen

Situation in der Weimarer Republik aufkommen lassen, als er das zeitweilige Aufführungsverbot des in den USA verfilmten Romans »Im Westen nichts Neues« von Erich Maria Remarque angriff. Die Oberzensurstelle hatte die Aufführung am 11. Dezember 1930 verboten. Vier Tage später erinnerte sich Theodor Wolff in der heftigen und politisch polarisierenden Debatte an die Zeit der Dreyfus-Auseinandersetzungen in Frankreich. Nur allzu deutlich standen ihm bei der Niederschrift seine historischen Erfahrungen vor Augen mit einem weithin gesellschaftsfähigen Antisemitismus und Rassismus, mit den Hetzkampagnen von Nationaldemagogen und mit einem, wie er meinte, schimpflichen Opportunismus liberaler Politiker. Deshalb appellierte er an die verantwortlichen Minister und Parteiführer Deutschlands, nicht mit dem Vertrauen des Volkes zu spielen. Es dürften demokratische Einstellungen und Haltungen nicht diffamiert, staatliche Institutionen nicht noch zusätzlich geschwächt und dadurch den wahren Feinden des freiheitlichen Rechtsstaates auch noch entgegengearbeitet werden. Der historische und Zitaten gesättigte Rückgriff Theodor Wolffs geht dabei über Frankreich hinaus, sogar noch über das Nibelungenlied hinweg – der Film verzichte auf den hochpathetischen Recken-Ton von »Helden lobebäre« – und schließlich über die griechische Götterwelt bis hin zu Hannibal: »Hannibal ist immer vor den Toren geblieben, weil der römische Senat die Energie zum Widerstand aufbrachte, und in Frankreich hat die Faust Waldeck-Rousseaus schließlich die nationalistischen Republikfeinde gebändigt – bei uns will man offenbar den Nationalsozialismus überwinden, indem man ihm zu der wundervollen Siegesreklame verhilft. [...] Das Verbot ist erfolgt, nachdem zwei Minister, deren Ämter, deren zuständige Mitarbeiter den Film für absolut einwandfrei erklärt hatten, zu der Einsicht gelangt sind, daß weiterer Widerstand gefährlich für ihre ministerielle Stellung sei. Selbstverständlich sagen sie, sie hätten den Film erst jetzt kennengelernt und hätten sich nun nachträglich, sehr opportun, von seiner Schädlichkeit und von der Blindheit ihrer Ressortbeamten überzeugt. Wir haben hier das Reichskabinett Brüning so weit unterstützt, wie das einer unabhängigen Zeitung möglich ist, und wir hätten den Wunsch, das auch weiterhin tun zu können. Erstens, weil die Persönlichkeit Brünings Anspruch auf Sympathie und Achtung hat, und zweitens weil in der Weiterexistenz dieses Kabinetts einstweilen die einzige Möglichkeit liegt, die radikale Flut wieder verebben zu lassen oder zurückzudämmen. [...] Die plötzliche und momentane Furcht, die ein acht-

zehnjähriger Krieger bei der ersten Begegnung mit dem Sperrfeuer empfindet, schädigt das Ansehen Deutschlands nicht. Aber das Ansehen Deutschlands und das Ansehen der Regierung werden sehr geschädigt, wenn die vollen Hosen Ministerhosen sind.«

»Sprache der Tatsachen«

Theodor Wolff bevorzugte in seiner Sprache das Florett, nicht den Säbel. Er bediente sich lieber der Ironie und des enthüllenden Zitats als der schwerfälligeren Darlegung von Argumentationsketten. Er wollte seine Leser zum Nachdenken anregen und lehnte es ab, sie mit Bewertungen und Urteilen zu bedrängen. Ein Grundton der Skepsis lässt sich in den Leitartikeln der späten Weimarer Jahre und in seinem literarischen Werk nicht überhören. Doch trat nicht einmal im Exil Resignation an die Stelle seiner letztlich doch optimistischen Grundhaltung. Diese Einstellung bestimmte eine Erfahrung, die Theodor Wolff in einem seiner historischen Berichte erläutert: »Man kann selbst die Menschen nicht mit der endgültigen Gewißheit erforschen, mit der ein wirklicher Historiker die Geschichte eines vor dreitausend Jahren beigesetzten Pharaonen verfaßt. [...] So schwebt über jeder Wahrheit noch ein letztes Vielleicht.« Kann man auf der Suche nach »Wahrheit« weiter gelangen? Einer seiner Kritiker auf dem linken Flügel des politischen Spektrums, der Publizist Kurt Hiller, hat in seinem Nachruf auf Theodor Wolff dessen Streben nach Genauigkeit im Faktischen und nach Wahrhaftigkeit in Darstellung und Argumentation anerkennend hervorgehoben, indem er feststellte, er kenne keinen Journalisten, »der wahrheitsliebender« gewesen wäre.

Theodor Wolff dürfte es nicht überrascht haben, dass der Titel eines seiner Bücher »Vollendete Tatsachen« wiederholt zur Kennzeichnung seiner Einstellung bemüht wurde. Seine »Sprache der Tatsachen« verdichtete sich leitmotivisch und konnte schließlich sogar sprichwörtlich werden. Die von ihm noch während des Krieges 1914/18 vorgelegte Sammlung seiner unter den Bedingungen von Zensur und Presselenkungen entstandenen Artikel stehen ebenfalls zu Recht unter diesem Signum »Vollendete Tatsachen«. Die Erfordernisse der Situation habe der Journalist zu erkennen und angemessen sachlich zu beschreiben, sein

prüfender Blick müsse sich auf die Voraussetzungen, die bestimmenden Faktoren und verantwortlichen Personen richten. Für Wunschvorstellungen gebe es im politischen Journalismus so gut wie keinen Platz. Träume, Visionen und Harmonisierungen aller Art seien höchstens für das Feuilleton brauchbar, denn außerhalb dieses Ressorts gelte es, sich den »fertigen Tatsachen« zu stellen. Auf diese Haltung gründe sich die Glaubwürdigkeit eines Journalisten. Ein Artikel wirke nur dann nachdrücklich, wenn er dem Leser den Eindruck vermittle, der Schreiber vermöge für das, was er spreche, mit voller Sicherheit einzustehen. Deshalb gehöre zur Überzeugungsmacht eines Zeitungsartikels nicht nur seine formale Korrektheit und ein gewisser Abwechslungsreichtum, sondern auch eine ehrlich-schlichte Schmucklosigkeit.

»Einheit aus Eigenwilligen und Eigenartigen«

Theodor Wolff hat sich nie gedrängt gefühlt, sein journalistisches Tun einmal systematisch und mit methodologischem Anspruch darzustellen oder sein Schreiben in der Öffentlichkeit zu reflektieren. Selbst als Willy Haas ihn aufforderte, für die *Literarische Welt* im Kreis von weiteren Chefredakteuren einmal über das »Zeitungsmachen« zu berichten, hat er sich nur widerwillig dazu bereit erklärt, einige allgemeine Gedanken niederzuschreiben. Sie handeln das eigentliche Thema kurz ab, um sich ausführlicher mit der »Organisation der Geister« auseinander zu setzen, denn das Ideal bestehe darin, erklärte Theodor Wolff, verschiedene Individualitäten um sich zu versammeln, Nivellierung zu vermeiden, allen die freie Entfaltung ihrer Persönlichkeit in ihrer Redaktion zu ermöglichen und »aus all den Eigenwilligen und Eigenartigen eine Einheit zu bilden«. Dieser Haltung müsse jeglicher Versuch widerstreben, alle Mitarbeiter auf einen Stil und das Blatt damit auf einen Jargon zu trimmen. Theodor Wolff vermutete nicht zu Unrecht, dass solche qualvolle Manier lediglich geeignet sei, Gedankendürre zu verbergen.

Andererseits kannte er die schwierige Aufgabe des Journalisten, im täglichen Kampf um Beachtung und Erfolg originell, farbig und eindrucksvoll sein zu müssen. Seichter sprachlicher Manierismus konnte für ihn jedoch ebenso wenig eine Lösung des Problems sein wie das Hineinwuchern der schreienden Rhetorik aus

den Überschriften in die Texte. »Es empfiehlt sich«, mutmaßte er in der *Literarischen Welt*, »in einer Zeitung Schweres und Nüchternes gefällig vorzutragen, wenn man hurtig vorbeieilende, zerstreute Leser für eine Idee gewinnen will. Aber fürchterlich ist die wässrige, plätschernde Anmut gewisser Plauderkünstler, und an die Wand der Redaktionszimmer sollte man das Goethesche Wort schreiben, dass ›getretener Quark breit wird, nicht stark‹.«

Theodor Wolff fand seine Vorbilder für einen angemessenen journalistischen Stil zwar sowohl in der deutschen Klassik wie in der Gegenwartspublizistik, doch sah er sie in ungleich größerer Anzahl unter den Franzosen. Er nennt ausdrücklich Anatole France, Emile Zola, Georges Clemenceau und Stendhal mit seinen »petits faits«, Goethe, Kleist, den Fürsten von Bülow, Gustav Freytag und Victor Auburtin. Anatole France bewunderte er außerordentlich, denn dieses Sprachgenie arbeite behutsam wie ein Diamantschleifer und überlasse beim Niederschreiben nichts dem Zufall. Theodor Wolffs Urteil über den Politiker Clemenceau schwankte erheblich, allein seine Bewunderung für den Journalisten und Redner blieb bestehen, denn Clemenceau besitze eine Reihe von Eigenschaften, die urfranzösisch seien: »den blendenden Witz, die schneidende Ironie, den verblüffenden Elan, die künstlerische und gesellschaftliche Verfeinerung, das kalte Feuer und die rastlose, sprudelnde Lebendigkeit«. Er sei einer der geistreichen und blendendsten Redner. In der parlamentarischen Debatte brilliere er als geschicktester und als fortreißendster unter seinen Kollegen. Der klare Fluss seiner Sprache, den amüsanten Wechsel seiner Einfälle, die »frische Verve« seiner Angriffe und nicht zuletzt die logische Schärfe seiner Beweisführung gestatteten es, ihn den größten polemischen Journalisten unserer Tage zu nennen.

Im Weltkrieg 1914/18 hatte Theodor Wolff den annexionistischen Kurs der Reichsregierungen kritisiert. Die Schwert-Rhetorik Wilhelms II. und die Phrasen der zahlreichen literarischen »Schreibtisch-Helden« ließen ihn sogar einmal über den Sinn internationaler Journalistenschulen nachdenken. Doch letztlich hielt er von dergleichen Unternehmungen nicht viel. Er setzte auf die Kraft des Phantasiereichtums sowie auf die Unkonventionalität des Talents und dessen Willen zum Ausharren. Denn auch auf das Genie warte nicht die Sternstunde. Sie müsse vorbereitet werden. Wer die Zweifler besiegen und die Lauen gewinnen wolle, der benötige einen kräftigen und langen Atem. Eine Melodie müsse oftmals

vorgetragen werden; variationsreich und so ausdauernd, bis sich das Ohr an den neuen Ton gewöhnt habe.

Gründung der »Deutschen Demokratischen Partei«

Selbst in der praktischen Politik schlug Theodor Wolff einen ähnlichen Weg ein. Doch zeigte er auf diesem ihm weniger vertrauten Parkett nicht eine vergleichbare Kraft und eine ähnliche Ausdauer. Er gründete in der politischen Euphorie des Novembers 1918 zusammen mit Alfred Weber und Otto Fischbeck die »Deutsche Demokratische Partei«, kritisierte in den folgenden Monaten die Räteherrschaft und die Annahme des Versailler Vertrags und griff später sogar noch mit zwei anspruchsvollen Büchern in die Debatte über die Kriegsschuldfrage ein. Doch bereits nach einem Jahr praktischer Erfahrung mit dem Parteileben »leidend unter Fraktionszwang, organisatorischen Schwerfälligkeiten und einem verblassenden konzeptionellen Profil« zog sich Theodor Wolff sukzessive auf seine redaktionelle Arbeit zurück. 1926 trat er schließlich wegen eines fundamentalen Dissenses mit seinen liberalen Parteifreunden in der Kulturpolitik (sog. Schmutz- und Schundgesetz) aus der Partei aus. Diesen Schritt registrierte die Öffentlichkeit ebenso aufmerksam wie seine entschiedene publizistische Unterstützung der Politik des Außenministers Gustav Stresemann und seine zu Beginn der 30er Jahre wiederholten Aufforderungen an die Demokraten, sie sollten die Voraussetzungen für eine gemeinsame Front gegen KPD und NSDAP schaffen. Er hatte erkannt, dass die Gemäßigten, die Liberalen, traditionell die Kräfte des Ausgleichs und der Konfliktminimierung, langfristig keinen Rückhalt im parlamentarischen und öffentlichen Leben mehr fänden, wenn den Extremisten aus Schwäche ein zu großer Bewegungsraum zugebilligt würde.

Antisemitismus und »Judenfrage« bildeten für Theodor Wolff keine bedeutenden Themen. Im November 1923 hatte bereits sein Name auf den Mordlisten der rechtsradikalen Verbände und der Nationalsozialisten gestanden. Keine geschliffene Phrase, keine dunstige Ideologie, schrieb er damals, könne darüber hinwegtäuschen, dass die Nationalsozialisten mit ihrem Geschrei nach umstürzender Gewalt, mit der Rassenverhetzung und der Rohheit lediglich gemeine Pöbeltriebe aufreizten und zu Verbrechen trieben. »Würde man eine Unter-

suchung vornehmen können, so würde man unter den von alten Weibern verhätschelten und von ungebildeten Großindustriellen protegierten Wanderpropheten des Nationalismus nicht wenige pathologisch interessante Gehirne feststellen. [...] Die Benebelten, die mit Theorien nichts anzufangen wissen, greifen zum praktischen Revolver und schießen los.«

Auseinandersetzung mit seiner jüdischen Herkunft

Erst im Exil und dabei vor allem in seinem Manuskript »Die Juden« hat Theodor Wolff sich gründlicher mit dem Judentum, dem Antijudaismus und mit dem Antisemitismus der Nationalsozialisten auseinander gesetzt. Er tat es im vollen Bewusstsein der quälenden Ungewissheit über sein eigenes späteres Schicksal in einer sich unaufhaltsam verschlechternden Exilsituation, in nur geringer Kenntnis der nationalsozialistischen Mordtaten – von einem systematisch betriebenen Massenmord an den Juden ahnte er nichts – und auch nur unvollständig informiert über die Mitwirkung der französischen Sicherheitskräfte an den Verfolgungen in seiner unmittelbaren Umgebung. Alles, was er in Nizza über Kollaboration der französischen Exekutive mit der Gestapo erfuhr und erlebte, musste ihn noch tiefer enttäuschen als das Verhalten der Italiener. In dem Vichy-Frankreich wollte er, nachdem seine Anfang der 40er Jahre halbherzig erfolgten Ausreisepläne gescheitert waren, eine zwar schwache, doch prinzipiell nicht unzuverlässige Bastion der Freiheit sehen. Deshalb stößt man in seinen Ausführungen über »Die Juden« auf eine heute sprachlich-inhaltlich irritierend wirkende Zurückhaltung im Urteil über die Verfolger. Mit der breiten Masse der geflüchteten Juden verband den geachteten, gebildeten und zeitlebens um Assimilation bemühten Theodor Wolff wenig. Über ostjüdische Emigranten vermochte er sich, wie zahlreiche andere deutsche Juden, keineswegs freundlich, ja in geradezu abschätziger Überheblichkeit zu äußern. Theodor Wolff hat so gut wie nie eine Synagoge besucht, erzählte sein Sohn Rudolf, dennoch habe er seinen Glauben nicht verleugnet. »Ich verstehe, daß Menschen, die immer herumgestoßen und aus ihrem Boden gerissen werden, eine Heimat brauchen, in der sie sich verwurzelt fühlen. [...] Wenn hinter den Fenstern einer benachbarten Wohnung ein frommes Ehepaar die Sabbatlichter anzündet, so sind das zwar nicht meine Kerzen, aber ihr Licht ist warm.«

Endphase der Weimarer Republik

Blick in eine ungewisse Zukunft: Theodor Wolff im französischen Exil

In der Endphase der Weimarer Republik sah er die größte Gefahr für die Demokratie von den Nationalsozialisten ausgehen und empfahl deshalb zum Entsetzen seiner liberalen Parteifreunde öffentlich, in dieser Ausnahmesituation nicht die rechtsliberale Splitterpartei, die neu gegründete »Deutsche Staatspartei«, sondern die SPD zu wählen. Darin drückte sich kein politischer Kurswechsel aus, sondern lediglich politischer Pragmatismus. Die letzten Leitartikel beschworen wie zuvor nachdrücklich freiheitliche, politische Ideale und zeichneten ein düsteres Szenarium rechts- und linksradikaler Politik. Denn es sei schließlich ein geringer Unterschied, ob »statt des rechten Fußes der linke auf dem Nacken der Demokratie« stehe. Theodor Wolff musste nach dem Reichstagsbrand (27./28. Februar 1933) unter Lebensgefahr aus Berlin fliehen. Zwei Wochen später verbrannten die Nationalsozialisten seine Bücher. Ihr »Feuerspruch« lautete: »Gegen volksfremden Journalismus demokratisch-jüdischer Prägung, für verantwortungsbewußte Mitarbeit am Werk des nationalen Aufbaus! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Theodor Wolff.« Am 27. Oktober 1937 erkannte ihm das nationalsozialistische Regime offiziell die deutsche Staatsbürgerschaft ab. Im Frühjahr 1933 war er zuerst nach Österreich geflohen, dann in die Schweiz. Doch die eidgenössischen Behörden hatten ihm den erhofften Schutz verweigert und ihm lediglich ein

Visum für einen Kurzaufenthalt ausgestellt. Schließlich fand Theodor Wolff in seinem geliebten Frankreich einen Exilort.

Exil in Nizza

In Nizza lebte er sich unter relativ günstigen Umständen schnell ein, verfasste literarische und historische Werke, setzte sein Tagebuch fort und schrieb Teile seiner Erinnerungen nieder. »Anfangs kaufte er sich am Kiosk beim Casino de la Jetée [in Nizza]«, erzählte Egon Erwin Kisch in seinem mexikanischen Exil über Theodor Wolff, »gelegentlich das *Berliner Tageblatt* und schüttelte fassungslos den Kopf über den Tiefstand, der an der einst von ihm verwalteten Stelle Platz gegriffen. Nach dem 30. Juni 1934, so erzählte er dem Schreiber dieser Zeilen, kaufte ich mir das Blatt sogar aus Interesse; ich wollte sehen, was die Bürschchen über die Ermordung von Röhm sagten, dem sie immerfort ganz besonders Weihrauch gestreut, ihn, wenn auch in versteckter Form, über Hitler gestellt hatten. Da sah ich über die vier Spalten die ersten Seiten mit den größten Lettern die Überschrift: Durchgegriffen! Seither habe ich das *Berliner Tageblatt* nie mehr in die Hand genommen.«

Die autobiografischen Berichte über das Kaiserreich und die Weimarer Republik erschienen 1936 unter dem Titel »Der Marsch durch zwei Jahrzehnte« im Verlag Allert de Lange; im selben Jahr gab es eine englische und 1937 eine französische Übersetzung. An den publizistischen Fernkämpfen gegen den Nationalsozialismus beteiligte er sich prinzipiell nicht. Mit Erich Kästner teilte er die Meinung, ein Schneeball lasse sich aufhalten, nicht jedoch eine Lawine. In der Zeit der Demokratie und Freiheit hatte er seine politische und gesellschaftliche Aufgabe als politischer Mensch und Journalist gesehen. Ein autoritäres oder totalitäres Regime funktionierte nach Prinzipien, die sich auch auf die Presse verhängnisvoll auswirkten. In einer bislang unveröffentlichten Aufzeichnung aus dem Exil heißt es dazu: »In keinem autoritär geleiteten Lande kann die Presse handelnde Person sein, immer ist sie nur der begleitende Chor. Und auch nicht der antike Chor, der Chor des Ödipus, der nach freiem Ermessen lobsingend oder beschwörend seine Stimme erhob. Das gehört zu den Lebensnotwendigkeiten des Systems, der autoritäre Staat könnte nicht anders bestehen. Aber eine Abweichung vom ursprünglichen Prinzip ist es, wenn unter dem bolschewistischen Regime innerhalb der eigenen Glaubensgemeinschaft die Diskussionsfreiheit, das Recht auf Kritik abgeschafft worden ist. ›Diktatur des Proletariats‹ war ein ziemlich enger Begriff, aber es kann innerhalb dieser verengerten Welt, diese Welt der Masse, noch etwas wie eine öffentliche Meinung geben, gewissermaßen sogar einen für diese proletarische Masse reservierten Rest von Demokratie. Der ›Führergedanke‹, in einer persönlichen Diktatur verwirklicht, stand nicht im Testament Lenins. Es leuchtet ein, daß eine exakt dirigierte Presse die Regierungsarbeit erleichtert, oder doch zumindest nicht behindern kann. Die Politik kann sich wie auf einer eingezäunten einseitigen Autostraße bewegen, kein Huhn, keine Gans laufen im unpassenden Moment über den Weg. Aber neben den Vorteilen der scharfen Reglementierung stellen sich auch einige Nachteile ein. Das Ausland verzeichnet die Äußerungen einer solchen ›öffentlichen Meinung‹ mit Vorbehalt, es vermag aus ihnen eine wirkliche Volksstimmung nicht herauszulesen, es sieht nur das Wunder der Disziplin. Sodann – die Bremsvorrichtungen, die aus der Existenz der Parteien, aus der Verschiedenheit der Ansichten, aus der Möglichkeit der Kritik sich ergeben, sind fortgenommen. Wie

Von den Nazis in den Tod getrieben: Auf dem Jüdischen Friedhof in Berlin-Weißensee fand Theodor Wolff seine letzte Ruhestätte (vorne links).

die Beine der riesenhaften Massenarmee marschieren alle gedruckten Worte in der gleichen Richtung und zum gleichen Ziel. Es ist ein allgemeines Vorwärtsdrängen, und ein Zurück ist ein Manöver, das sich nur unter einem sehr geschickten Kommando glatt ausführen läßt. ›Dynamik‹ ist eines jener Modeworte, die irgendwo auftauchen und die dann sehr bald auf jeder literarischen Suppe schwimmen. Es ist mit einer übertriebenen, nicht vorsichtig gelenkten Dynamik wie mit der Tanzleidenschaft jenes Fräuleins, das nicht aufhören konnte herumzuwirbeln, und tanzend in die Hölle geriet.«

Am Vormittag des 23. Mai 1943 verhafteten die nach Südfrankreich, in den Vichy-Staat vordringenden Italiener Theodor Wolff im Auftrag der Gestapo und lieferten ihn seinen Widersachern aus. In kurzer Zeit trieben jene den geschwächten alten Mann in Krankheit und Tod. Er starb am 23. September 1943 nach einer zu spät gestatteten Operation im Jüdischen Krankenhaus in Berlin. Sein Grab findet sich heute in der Ehrenreihe des dortigen Friedhofs. Der ehemalige Blumenmarkt in der Nähe des alten Berliner Zeitungsviertels trägt seit 1988 den Namen Theodor-Wolff-Park; eine Schautafel präsentiert dort ausgewählte Leitartikel im jährlichen Wechsel.

Alle in diesem Beitrag veröffentlichten Fotos entstammen dem Teilnachlass von Theodor Wolff, der sich im Besitz der Freien Universität Berlin befindet.

Verzeichnis der wichtigsten Werke

Theodor Wolff: Der Journalist; Der Publizist; Der Chronist, hg. von Bernd Sösemann, 3 Bde., Düsseldorf/München 1993-1997. – Bernd Sösemann: Theodor Wolff: Ein Leben mit der Zeitung, München 2000. – Erlebnisse, Erinnerungen, Gedanken im südfranzösischen Exil, hg. von Margrit Bröhan, Boppard 1992. – Die Juden, hg. von Bernd Sösemann, Königstein 1984. – Tagebücher 1914-1919, hg. von Bernd Sösemann, 2 Bde., Boppard 1984. – Jürgen Fröhlich/Bernd Sösemann: Theodor Wolff: Journalist, Weltbürger, Demokrat, Berlin 2004 – Reinhard Porges: Theodor Wolff, The Writer in Exile 1933-1943, Münster 2010.

Bereits zu Lebzeiten Theodor Wolffs sind erschienen

Die stille Insel, Schauspiel, Berlin 1894. – Die Sünder, Berlin 1894 (Köln ^{2}1909). – Niemand weiß es, Stück in 3 Aufzügen, München 1895. – Pariser Tagebuch, München 1908 (^{2}1908; Berlin ^{3}1927). – Vollendete Tatsachen 1914-1917, Berlin 1918. – Das Vorspiel, München 1924 (Paris 1926). – Der Krieg des Pontius Pilatus, Zürich 1934; (London 1935, Paris, New York 1936, Prag 1937). – Der Marsch durch zwei Jahrzehnte, Amsterdam 1936; London 1936, Paris 1937 (Neuausgabe 1989 unter dem Titel: Die Wilhelminische Epoche). – Die Schwimmerin, Zürich 1937.

Der Autor

Professor Dr. Bernd Sösemann (geboren 1944) ist Historiker und Leiter der Forschungsstelle AKiP am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin. Als pensionierter Professor für Allgemeine Publizistik mit dem Schwerpunkt Neue Geschichte gibt er die »Beiträge zur Kommunikationsgeschichte« und das »Jahrbuch der Berliner Wissenschaftlichen Gesellschaft« heraus und hat unter anderem Schriften, Tagebücher und Korrespondenzen Theodor Wolffs veröffentlicht. Im Herbst 2000 erschien eine Biografie über Theodor Wolff »Ein Leben mit der Zeitung« im Econ-Verlag. Seit 1992 ist er Mitglied im Kuratorium Theodor-Wolff-Preis.

Die Preisträger und ihre Arbeiten

Hamburger Abendblatt

Anpfiff! Heute startet die EM. Felix Magath nennt seinen überraschenden Favoriten Seite 23–25

FREITAG, 8. JUNI 2012 / NR. 132 / 23. WOCHE / 65. JAHRGANG / 1,20 EURO

UNABHÄNGIG, ÜBERPARTEILICH

Justizdrama um ...ekind

Leben ohne Dennis – seine Pflegeeltern Anna und Peter Schneider (Namen geändert) hoffen noch immer

Foto: Mauritz Hermanns

Bis zu 100 Tote – neues Massaker in Syrien ...ntsetzt die Welt

Sie wurden mit Knüppeln erschlagen, mit Messern ...

Fa...

Internetdi...

MENSCHLICH GESEHEN

Die Pionierin

Ab Gudrun Rosenhagen 1976 auf ...

ANZEIGE

ALSTERKRUSCHAUSSEE

Unfallstrecke wird entschärft

...HORNSTEINFEGERIN

...m Glück gibt's Frau Peters

...T UM CHOLESTERIN

...ite 16 Seiten GESUND

...ÖNKE WORTMANN

„Bitte nichts über Fußball ..."

...IMMEL TEUBER

...s wird nun aus der A 20?

Theodor-Wolff-Preis

Geboren am 13. November 1957 in Hamburg.

Studium der Betriebswirtschaftslehre in Hamburg von 1976 bis 1981. Jan Haarmeyer schloss als Diplom-Kaufmann ab und begann dann ein Volontariat bei der *Hamburger Morgenpost*, wo er bis 1998 als Redakteur, Reporter, Lokalchef, Chefreporter und stellvertretender Chefredakteur arbeitete. 1999 folgte der Wechsel zum *Hamburger Abendblatt* als Ressortleiter Sport. Seit November 2008 ist er als Autor beim *Hamburger Abendblatt* für sämtliche Ressorts eingesetzt.

Jan Haarmeyer lebt in Hamburg, ist verheiratet, hat drei erwachsene Kinder und zwei Enkelkinder.

Jan Haarmeyer erhält den Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis 2013 in der Kategorie »Lokaljournalismus« für den Beitrag »Im Namen des Volkes, auf Kosten des Kindes«, erschienen im *Hamburger Abendblatt* am 8. Juni 2012.

In »Im Namen des Volkes, auf Kosten des Kindes« berichtet Jan Haarmeyer sehr differenziert und bewegend über Pflegeeltern, die nach Jahren das geliebte Kind durch das Versagen von Behörden wieder verlieren. Der Text dokumentiert detailliert und chronologisch eine unfassbare Geschichte. Der Autor hat erkennbar sehr intensiv recherchiert. Er nimmt die Leserinnen und Leser seines Beitrages mit und fesselt bis zum Schluss. Selbst ohne Fotos entstehen aussagekräftige Bilder und Eindrücke. Der Beitrag ist ein gutes Beispiel dafür, dass intensive Recherche und detaillierte Dokumentation große Kraft und starke Bindung erzeugen können. Die Jury würde sich wünschen, dass mehr Lokalredakteure so viel Zeit in ein Thema investieren können und dafür so viel Platz erhalten. Der Artikel von Jan Haarmeyer in seiner klaren und verständlichen Sprache ist vorbildlich und preiswürdig.

Im Namen des Volkes, auf Kosten des Kindes

Von Jan Haarmeyer

Fünf Jahre lang war der kleine Dennis glücklich bei seinen Pflegeeltern – bis ein Amtsrichter eingriff. Jetzt lebt der Junge in einem Heim.

Vor fünfeinhalb Jahren nahmen Anna und Peter Schneider den vier Monate alten Dennis in Pflege. Er war in Hamburg im Kinderschutzhaus, seine drogenkranke Mutter hatte ihn nach der Geburt im Krankenhaus zurückgelassen. Damals hatte der Staat ein Problem. Und die Schneiders waren die Lösung. Jetzt sind sie das Problem. Der Staat hat sie finanziell ruiniert und ihnen das Kind weggenommen. Die Dokumentation eines Skandals.

Manchmal hat Anna Schneider, 49, einfach keine Kraft mehr. Dann lässt sie ihren Tränen freien Lauf. Ihr Mann Peter, 48, legt ihr in solchen Momenten immer wieder die Hand auf den Rücken, streichelt sie sanft und sagt: »Irgendwie schaffen wir das schon.« Dann sitzen sie stumm in ihrem Wohnzimmer. Im Kinderzimmer schläft Dennis. Der kleine blonde Junge ist seit fünfeinhalb Jahren bei den Schneiders.

So sollte diese Geschichte eigentlich beginnen.

Anna und Peter Schneider haben es nicht geschafft. Dennis schläft nicht mehr in seinem Kinderzimmer. Nur die Tränen von Anna Schneider sind geblieben.

Dennis ist ein Pflegekind. Was genau in seinem Kopf vorgeht, können die Schneiders nur ahnen. Die Zerrissenheit des kleinen Kerls haben sie jeden Tag hautnah erlebt. Wenn sie für eine Mahlzeit mehr als eine Stunde brauchten, weil Dennis im Grunde keine feste Nahrung zu sich nimmt. Kein Brot, kein Obst, kein Fleisch, keine Pommes, keinen Käse.

Der Fünfjährige reagiert mit diesen massiven Essstörungen regelmäßig auf die vom Gericht angeordneten unbegleiteten Besuche bei seinem leiblichen Vater und dessen Mutter, seiner Großmutter. Seine drogensüchtige Mutter ist nach der Geburt aus dem Krankenhaus verschwunden. Einen Tag vor der Entlassung erschien sie nicht mehr auf der Station. Dennis kam ins Kinderschutzhaus.

Das Ehepaar Schneider aus einem Ort im Süden Hamburgs, das genau wie Dennis in Wirklichkeit einen anderen Namen trägt, entschloss sich vor acht Jahren, ein Pflegekind in seine Obhut zu nehmen. Der eigene Kinderwunsch war nicht in Erfüllung gegangen. Für eine Adoption waren Anna und Peter damals etwas zu alt. Sie bewarben sich in Hamburg und absolvierten sieben Ein-Tages-Seminare, in denen sie auf Herz und Nieren geprüft wurden.

Im November 2006 erhielten die Schneiders einen Anruf vom Jugendamt in Hamburg: Ob sie sich vorstellen könnten, einen vier Monate alten Jungen aufzunehmen, für den es keine Rückkehroption in seine Herkunftsfamilie gab? Ja, das konnten sie.

Damals hatte der Staat ein Problem. Und die Schneiders waren die Lösung. Und voller Liebe. Jetzt sind die Schneiders das Problem. Und voller ohnmächtiger Wut. Denn der Staat hält es für eine gute Lösung, ihnen das Kind nach mehr als einem halben Jahrzehnt wieder wegzunehmen. Wie konnte es dazu kommen?

Weihnachten 2006

Im Dezember fahren die Schneiders jeden Tag ins Kinderkrankenhaus nach Wandsbek, um Dennis zu besuchen. Sie legen den Jungen in den Kinderwagen und schieben los. Freunde haben ihnen den Flur daheim mit Babyklamotten und Spielsachen voll gestellt. Am 26. Dezember ist Dennis das erste Mal einen Tag bei den Schneiders, einen Tag später holen sie ihn endgültig zu sich nach Hause. Im Arztbericht über die Geburt lesen sie vom »Crack-Konsum in der Schwangerschaft« und vom »Alkoholspiegel im Urin des Kindes«.

Januar 2007

Im Kinderschutzhaus in Harburg kommt es zum ersten sogenannten begleiteten Umgang der Pflegeeltern mit dem Kindesvater und der Großmutter sowie einem Jugendamtsmitarbeiter. Das Treffen dauert zwei Stunden. Die Oma hält Dennis auf dem Arm.

März 2007

Der leiblichen Mutter, nach Behördeneinschätzung mit hoher Wahrscheinlichkeit unverändert drogenabhängig, wird die elterliche Sorge entzogen. Dennis bekommt einen Amtsvormund vom Jugendamt in Hamburg-Nord.

Mai 2007

Die Besuchskontakte sind von Anfang an strittig. »Die Großmutter wollte von Beginn an die Vormundschaft für Dennis übernehmen. Sie hat mit einem Anwalt gedroht und nannte unsere Pflege eine Zwangsadoption für ein kinderloses Paar«, sagt Peter Schneider.

Juli 2007

Die monatlichen Umgänge finden erst einmal ohne den leiblichen Vater statt. Er ist zu einer Freiheitsstrafe verurteilt worden und wird erst Anfang 2009 wieder aus dem Gefängnis entlassen.

August 2007

Die Schneiders feiern Dennis' ersten Geburtstag. Er bekommt eine Sitzschaukel. Er kann »Mama« und »Papa« sagen und krabbelt beim Urlaub an der Nordsee. »Er war von Anfang an ein Bewegungskind«, sagt Peter Schneider. Im Laufstall zieht sich der kleine Kerl selbst an den hölzernen Stangen hoch.

Herbst 2007

Dennis kann jetzt laufen. Er ist 14 Monate alt. »Er hatte beide Hände voll und wackelte durch den Flur«, sagt Peter Schneider und lächelt bei der Erinnerung an die ersten Schritte. »Wie der Butler in ›Dinner for One‹«.

Februar 2008

Der Kindsvater strebt aus der Haft heraus einen Antrag auf Umgang mit Dennis im Gefängnis an. Die Vormundschaft geht an das Jugendamt Winsen.

Juni 2008

In einem Hilfeplangespräch wird besprochen, dass Dennis mit seinen Pflegeeltern seinen Vater alle zwei Monate in der Justizvollzugsanstalt Fuhlsbüttel besucht. Der leibliche Vater soll darlegen, dass er »keinen unkontrollierten Suchtmittelkonsum« hat.

Frühjahr 2009

Der Kindsvater ist aus der Haft entlassen worden. Er lebt danach zum Teil bei seiner Mutter oder in betreuten Wohneinrichtungen in Hamburg. In einem Hilfeplangespräch wird zwischen den Parteien keine Einigung bezüglich der Umgänge erzielt. Der Vater und die Großmutter streben jetzt eine Rückführung von Dennis an und wollen unbegleitete Umgänge über das ganze Wochenende. Das Jugendamt erklärt ihnen sehr deutlich: »Hier geht es nicht um eine mögliche Rückführung des Kindes in die Familie, sondern um Dauerpflege bei den Pflegeeltern.« Mit der Mutter müsse erst mal wieder eine vorsichtige Anbahnung stattfinden.

Sommer 2009

Da sich Pflegeeltern und Herkunftsfamilie nicht einigen, bittet das Jugendamt Winsen um gerichtliche Klärung der Umgangsregelung. Am 15. Juli muss Familie Schneider vor dem Amtsgericht in Hamburg erscheinen. Der Vater und die Großmutter wollen Dennis jetzt alle 14 Tage sehen. Die Pflegeeltern berichten dem Richter, dass Dennis nach den begleiteten Umgängen jedes Mal unter massiven Essstörungen leidet. Dennis würgt und erbricht sich, er kann kaum feste Nahrung zu sich nehmen. Nur Brei, weiche Kartoffeln und Flüssiges. Den Hinweis der Pflegeeltern auf die regelmäßigen Essstörungen des Zweijährigen nach den Besuchskontakten kontert der leibliche Vater im Gericht mit dem lauten Vorwurf an Anna Schneider: »Sie sind doch schuld an Dennis' Essstörungen!« Der Richter fordert den Vater auf, sich dafür bei der Pflegemutter zu entschuldigen. Was dieser auch tut.

Das Verfahren endet mit einer familiengerichtlich gebilligten Vereinbarung: Es soll zukünftig alle zwei Wochen einen zweistündigen begleiteten Umgang mit wechselnder Beteiligung geben. »Wie soll ich denn nach Winsen kommen?«, fragt die Großmutter. »Es gibt öffentliche Verkehrsmittel«, wird sie belehrt. Außerdem soll Dennis am 7. Oktober und am 28. Dezember zur Großmutter in die Wohnung nach Hamburg kommen, dort sollen auch der Vater und die Mutter anwesend sein.

September 2009

Bei einem Treffen auf einem Spielplatz in Winsen erzählt Dennis' Vater, dass er selbst mit vier Jahren von seinem Vater verlassen worden sei. Auch er habe als Kind Essstörungen gehabt und musste deswegen zur Kur. Die Schneiders bemühen sich um ein normales Verhältnis. Sie wissen, dass es für Dennis wichtig ist, eine Beziehung zu seinem leiblichen Vater aufzubauen. »Dennis wusste von Anfang an, dass er zwei Papas hat«, sagt Anna Schneider.

Oktober 2009

Erstmals findet ein unbegleiteter Besuch von Dennis bei der Oma statt. Nach der Rückkehr, sagen die Pflegeeltern, habe Dennis 14 Tage lang nur gewürgt und sich erbrochen. Abends am Esstisch zeigt er auf seine Pflegemutter und sagt: »Du gehörst hierher.« Dann zeigt er auf seinen Pflegevater: »Du gehörst auch hierher.« Schließlich tippt der dreijährige Blondschopf mit dem Finger auf sich und sagt: »Ich gehöre nicht hierher.«

Dezember 2009

Die Auseinandersetzung spitzt sich zu. Der Amtsvormund hält fest, dass sich Dennis »nach den Besuchen in Hamburg bei der Großmutter sehr auffällig« zeigte. »Seine Essstörung verschlimmerte sich«, und als Vormund könne er »die beschlossene Umgangsregelung mit seinem Gewissen nicht mehr vereinbaren«. Er hebt die gerichtlich gebilligte Vereinbarung auf und spricht sich zeitweise ge-

gen jeglichen Besuchskontakt bei der Großmutter in Hamburg aus. Der Kindsvater und die Großmutter verlassen unter lautem Protest das Hilfeplangespräch.

Es wird beschlossen, die Essstörung von Dennis ambulant in der Kinderklinik Altona zu untersuchen.

Die Schneiders haben sich wegen der Essstörungen von Dennis an eine Ernährungsberaterin gewandt. Sie hält es für erforderlich, »die Besuchskontakte stark einzuschränken, wenn nicht sogar über einen längeren Zeitraum auszusetzen.« Obwohl Dennis' Pflegemutter ihm eine altersgerechte und gesunde Ernährung anbiete, verweigere er dieses Angebot insbesondere nach den Besuchskontakten. »Aus meiner Sicht sucht Dennis Halt und Sicherheit im Essen und Essverhalten, die breiige und immer gleiche Kost hilft ihm dabei«, schreibt die Diplom-Ökotrophologin.

Anfang 2010

Dennis kommt wegen seiner Essstörungen für sechs Wochen in die Altonaer Kinderklinik. Dort werden organische Ursachen für seine Krankheit ausgeschlossen.

Juni 2010

Die Schneiders versuchen, Dennis mit leckeren Erdbeeren zum Obstessen zu animieren. Sie schneiden die Frucht in ganz kleine Stücke und sagen ihm, er könne doch erst einmal nur daran lecken. Minuten später beim Abendbrot muss Dennis sich erbrechen.

Sommer 2010

Es sollte ein erneutes Hilfeplangespräch geben, doch dazu kommt es nicht mehr, weil sich Kindsvater und Großmutter wegen der Umgangsregelung an das Amtsgericht Winsen wenden. Die Großmutter beantragt die Vormundschaft für Dennis.

Der Amtsvormund beantragt ein Sachverständigengutachten. Das wünscht sich auch die Mitarbeiterin vom Pflegekinderdienst, weil »die Situation zwischen Pflegeeltern und leiblicher Familie festgefahren ist«. Es bestehe »kein grundsätzlicher Konsens darüber, wo Dennis aufwachsen soll«. Die daraus entstehenden Spannungen zwischen den Erwachsenen »werden sich immer auch auf das Befinden des Kindes auswirken«.

In einer Stellungnahme an den Richter des Amtsgerichts Winsen, der jetzt für den Fall zuständig ist, schreibt der Verfahrensbeistand, der vor Gericht die Interessen des Kindes vertreten soll, nach einem Hausbesuch, dass Dennis »völlig überfordert« ist. »Immer wieder fragt er, ob er auch bei seinen Pflegeeltern bleiben darf« und sagt, dass er »Angst hat, dort nicht mehr wohnen zu dürfen«. Er wolle auch »in den nächsten Tagen nicht zum Spielen gehen, da er immer Angst hat, seine Pflegeeltern nicht mehr vorzufinden und dort herausgerissen zu werden«. Nach allem könne sie sich nur dafür aussprechen, dass Dennis mindestens ein Jahr lang nur begleiteten Umgang mit seinem Vater haben sollte. »Auf keinen Fall sollte dem Kind noch zugemutet werden, die Großmutter besuchen zu müssen ohne eine entsprechende Begleitung.«

Herbst 2010

Die Pflegeeltern kommen langsam an ihre Grenzen. Sie bräuchten eigentlich ihre ganze Kraft für die Erziehung. Und nun dauert der Kampf um Dennis schon fast vier Jahre und füllt mittlerweile drei dicke Aktenordner. Gerichtliche Beschlüsse, ärztliche Atteste, Entwicklungsberichte für das Jugendamt. Sie wollten mit all ihrer Liebe ein Kind großziehen und finden sich plötzlich in einer juristischen Auseinandersetzung wieder, auf die sie niemand vorbereitet hatte. Sie wenden sich an den Landesverband für Kinder in Adoptiv- und Pflegefamilien (KIAP) in Schleswig-Holstein. »Als sie hier anriefen, waren sie völlig verzweifelt«, sagt die Vorsitzende Birgit Nabert, 51. Die Krisenhelferin für Kinder in staatlicher Obhut wird zur wichtigsten Verbündeten der Schneiders in dem Kampf um Dennis.

Dezember 2010

Dennis hat noch eine Halbschwester, wir nennen sie Miriam. Sie ist heute 14 Jahre alt und die Tochter seines leiblichen Vaters. Miriam lebt bei ihren Großeltern mütterlicherseits. Sie versteht sich gut mit ihrem kleinen Halbbruder. Ihre Großeltern schreiben am 11. Dezember einen Brief an den Richter in Winsen. »Den letzten Kontakt unserer Enkelin mit ihrem leiblichen Vater gab es im Fe-

bruar dieses Jahres. In der Wohnung häuften sich unübersehbar viele Bierflaschen. Während eines kurzen Spaziergangs in eine Videothek trank der Vater auf dem Hin- und Rückweg ebenfalls Bier.« Dieses Erlebnis habe bei ihrer Enkeltochter zu einer Verweigerung der Besuche bis heute geführt, da sie an die Vergangenheit zu stark erinnert wurde. Miriam hätte sich entschieden, die Großmutter und ihren Vater nicht mehr in deren Wohnung zu besuchen. »Wir bitten das Gericht für Dennis, dies in Ihrer Entscheidungsfindung zu berücksichtigen und solche belastenden Situationen auszuschließen.«

Weihnachten 2010

Die Schneiders haben für Dennis eine Kinderküche mit Spielzeugherd und bunten Plastik-Lebensmitteln gekauft. »Den hat er sich vom Weihnachtsmann gewünscht. Wenn er damit spielt, kann er alles essen«, sagt Anna Schneider.

Januar 2011

In der »Familiensache Dennis« ergeht im Amtsgericht Winsen am 14. Januar folgender Beschluss: Der Richter legt fest, dass dem Vater und der Großmutter ein gemeinsamer unbegleiteter Umgang mit Dennis an jedem vierten Wochenende jeweils sonnabends von 11 bis 17 Uhr zusteht. Der Besuchskontakt findet in der Wohnung der Oma statt. Die Schneiders sind entsetzt.

Wie Hohn empfinden sie es, als der Richter den leiblichen Vater verpflichtet, »sich während der Umgänge jeden Drogen- oder Alkoholkonsums zu enthalten«. Die Pflegeeltern werden verpflichtet, Dennis »zu den Abholterminen bereitzuhalten« und das Kind an Vater oder Oma »herauszugeben«. Der Vormund wird verpflichtet, die Pflegeeltern anzuweisen, »die gerichtliche Umgangsordnung zu befolgen«. Bei Verstößen gegen die Verpflichtungen droht der Richter den Beteiligten ein Ordnungsgeld an. Im Fall des Vormunds beläuft sich die Geldstrafe »auf mindestens 5000 Euro«.

Ein langjähriger Jugendamtsmitarbeiter in Hamburg sagt, dass ihm kein Fall bekannt sei, in dem ein Richter einem Amtsvormund oder den Pflegeeltern ein Ordnungsgeld angedroht habe.

Birgit Nabert ist seit 15 Jahren als Krisenhelferin tätig. »Dass ein Richter einem Amtsvormund eine Geldstrafe in Höhe von 5000 Euro androht, habe ich noch nie erlebt«, sagt sie. »Das ist ein in Deutschland einmaliger Vorgang.«

Die Pflegeeltern sind nicht widerspruchsberechtigt, weil sie keine Verfahrensbeteiligten sind. »Als Pflegeeltern steht man nur daneben«, sagt Peter Schneider, »es wird einem alles übergestülpt. Man ist nicht beteiligt, kann aber trotzdem zur Zahlung eines Ordnungsgeldes verurteilt werden. Man kommt sich vor wie ein Verbrecher.« Anfechten könnte die Entscheidung allein der Amtsvormund. Er muss innerhalb eines Monats Beschwerde einlegen. Der Behördenmitarbeiter lässt die Frist verstreichen. Er erkrankt an Gürtelrose und ist, so die Schneiders, für sie quasi nicht mehr zu erreichen.

In der Begründung schreibt der Richter, dass der Aufbau von Kontakten mit seinem Vater und seiner Großmutter dem Wohl von Dennis diene. Er habe, wie eine gerichtliche Anhörung am 8. Dezember gezeigt habe, »ein offenes, unbefangenes Verhältnis zum Vater und vor allem zur Großmutter«. Unerheblich sei, dass sich Dennis »bei seiner Begegnung mit seinem Beistand am 18. August deutlich unklarer geäußert hat«. Da das Treffen in der Wohnung der Pflegeeltern stattgefunden habe, sei die Belastungssituation deutlich größer und der Loyalitätskonflikt präsenter gewesen. Entscheidender Auslöser für die Essprobleme von Dennis »ist der Loyalitätskonflikt, für den die Pflegeeltern die Hauptverantwortung tragen«.

Der frühere Familienrichter Hans Christian Prestin sagt im NDR, der über den Fall berichtet, er halte eine Alleinbefragung der Kinder vor Gericht für Kindesmisshandlung. »Nur ein Hausbesuch öffnet einem die Augen.« In der Begründung heißt es auch, dass die Pflegeeltern »eine hervorragende Erziehungs-, Betreuungs- und Förderarbeit leisten«. Ihnen fehle es jedoch »an der erforderlichen professionellen Distanz zu ihrer Aufgabe, der eine zeitliche Befristung bis zur Wiederherstellung der Erziehungsfähigkeit eines Elternteils immanent ist«. Mit anderen Worten: Während das Jugendamt von Anfang an eine Rückkehr in die Herkunftsfamilie ausgeschlossen hat, hält der Richter genau diese für möglich. Und er attackiert den Amtsvormund. Dieser »verkenne diese Position und handelt mit seiner restriktiven Umgangspraxis gegen seine öffentlich-rechtlichen Pflichten«.

Februar 2011

Dennis ist von Professor Hans-Ludwig Spohr von der Berliner Charité untersucht worden. Spohr leitet das Zentrum für Menschen mit angeborenen Alkoholschäden (FASD). Er diagnostiziert bei Dennis eine strukturelle und funktionelle Störung des Zentralen Nervensystems durch vorgeburtliche Alkoholexposition. Er schreibt, dass FASD-Kinder in der Bewältigung ihres Alltags große Probleme haben. »Seine Irritationen bei den großmütterlichen Kontaktbesuchen sind aus diesem Grund eine deutliche Störung des labilen häuslichen Gleichgewichts dieser Kinder.« Die Besuche seien »aus ärztlicher Sicht kontraproduktiv und sollten wenigstens zurzeit nicht erlaubt werden«. Wenn der Kontakt mit einem alkoholkranken Vater jedes Mal eine Verunsicherung auslöse, sei das für die Kinder das Schlimmste, was ihnen passieren kann.

März 2011

Der Richter verurteilt Anna und Peter Schneider zu je 750 Euro Ordnungsgeld, weil sie bei dem ersten Abholtermin im Januar mit Dennis nicht anwesend waren. Sie waren in Berlin, wo sie nach langer Wartezeit einen Termin bei Professor Spohr bekommen haben. Die Anwältin der Schneiders legt Widerspruch ein. Das Oberlandesgericht Celle kritisiert, dass das Ordnungsgeld vom Richter viel zu hoch festgelegt worden ist. Es reduziert das Strafgeld auf jeweils 250 Euro. Der Richter erhöht das Ordnungsgeld im darauffolgenden Monat wieder auf jeweils 500 Euro.

Mai 2011

Es kommt zu einem unbegleiteten Umgang von Dennis mit seinem Vater und der Oma. Danach nimmt er 14 Tage lang praktisch keine feste Nahrung mehr zu sich. Er verliert rapide an Gewicht. Obwohl es einvernehmlich mit dem Amtsvormund und der Herkunftsfamilie in diesem Monat ein Treffen mit Vater und Oma gegeben hat, verhängt der Richter gegen die Schneiders ein weiteres Strafgeld in Höhe von je 500 Euro.

Juli 2011

Birgit Nabert macht am 13. Juli beim Amtsgericht Winsen eine »Meldung über institutionelle Kindeswohlgefährdung durch Mitarbeiter des Jugendamts sowie des Vormundes«. Begründung: Der Vormund von Dennis ignoriere die schweren gesundheitlichen Rückschläge des Kindes nach den Besuchskontakten, trotz des Wissens um diese durch ärztliche Berichte und Atteste. »Wenn ein Jugendamt unbegleitete Umgänge eines Kindes bei seinem alkoholkranken Vater anordnet, macht es sich strafbar«, sagt Birgit Nabert. Und stürze obendrein die Pflegeeltern in einen tiefen Konflikt. Wenn dem Kind nämlich dort etwas zustoße, haben sie faktisch eine Dienstanweisung befolgt. Und müssten sich gleichzeitig ein Leben lang fragen lassen, warum sie ihr Pflegekind nicht geschützt haben?

Das Jugendamt reagiert – und stellt nur drei Wochen später einen Antrag auf Herausnahme von Dennis aus der Pflegefamilie. Begründung: Die Schneiders verweigern die Umsetzung des Umgangsbeschlusses. Sie hätten Angst, dass sie Dennis verlieren könnten. »Diese Ängste, auch wenn sie nicht von den Pflegeeltern vor Dennis thematisiert werden, spürt Dennis«, heißt es. Dieser Loyalitätskonflikt bringe ihn in die Situation, seine Pflegeeltern nicht verletzen zu wollen. »Von daher muss Dennis nach den Umgängen Auffälligkeiten zeigen.«

Birgit Nabert sagt: »Wenn die Fachlichkeit am Boden liegt, wird in vielen Jugendämtern nur noch um sich geschlagen.« Fachlich sei ja den Schneiders nichts vorzuwerfen. Sogar das Gericht hätte ihnen eine hervorragende Erziehung bescheinigt.

Die Schneiders ereifern sich beim Jugendamt: »Man kann einen kleinen Jungen doch nicht zu den Besuchen zwingen.« Sie bekommen zur Antwort: »Wir haben einen richterlichen Beschluss. Kinder werden auch gezwungen, zum Zahnarzt zu gehen.«

August 2011

Der Richter hat einen Anhörungstermin festgesetzt. Die Schneiders antworten, dass sie zu diesem Termin, wie seit etlichen Jahren, im Urlaub in einer Ferienwohnung auf Föhr sind. Der Richter verlangt eine Buchungsbestätigung. Die

Schneiders besorgen sich diese von ihrem langjährigen Vermieter auf der Nordseeinsel. Der Richter lässt diese nicht gelten, weil sie ein späteres Datum erhält als sein Feststellungstermin für die Anhörung. Die Schneiders sagen, dass sie die Wohnung jedes Mal am Ende des Urlaubs sofort für das nächste Jahr buchen würden – weil die Unterkunft sonst sofort weg wäre. Und dass die schriftliche Buchungsbestätigung nur ein Pro-forma-Schreiben wäre. Das könnten die Vermieter auch bestätigen. Der Richter ruft bei den Vermietern an. Diese bestätigen die Buchung aus dem Jahr zuvor. Der Richter besteht auf die Anhörung und hält eine Anreise von der Nordseeinsel mit einem essgestörten Kind für zumutbar. Die Schneiders fahren nach Föhr. Einen Tag vor der Anhörung erfahren sie, dass der Termin aufgehoben wird.

September 2011

Birgit Nabert erhält ein Schreiben vom Landrat. Nach eingehender Prüfung könne eine Kindeswohlgefährdung nicht festgestellt werden. Abschließend verbittet sich der Landrat, dass ein Mitarbeiter seiner Abteilung »in dieser Art und Weise« diffamiert werde.

Die Schneiders gehen mit Dennis zum Piratenfest in Harburg. An einen »Wunschbaum« kann jeder Besucher einen Zettel hängen. »Was sollen wir auf deinen Zettel schreiben?«, fragen sie Dennis. »Ich wünsche mir, dass ich für immer bei euch bleibe«, sagt er.

Oktober 2011

Die Anwältin der Schneiders hat einen Befangenheitsantrag gegen den Richter gestellt – wegen dessen »wiederholter Übergriffe in den Privatbereich der Pflegeeltern«. So habe er sich anlässlich eines Anhörungstermins im Herbst 2010 persönlich in einem Krankenhaus erkundigt, ob ein chirurgischer Eingriff bei Peter Schneider auch durchgeführt werden müsse. Und das, obwohl ihm längst eine Bescheinigung des behandelnden Professors vorgelegen habe. Schwerer wiegt der Vorwurf fehlender Objektivität im Zusammenhang mit der Urlaubsbuchung.

Hat der Richter gar gelogen?

Die Anwältin präsentiert dem Direktor des Amtsgerichts in ihrem Befangenheitsantrag eine E-Mail der Vermieterin. Darin erklärt diese, dass sie dem Richter in einem Telefonat am 28. August 2011 die Buchung der Familie Schneider im Jahre 2010 bestätigt habe. Der Richter schreibt dagegen in einer dienstlichen Äußerung: »Frau C. gab an, die Buchung sei erst vor etwa drei bis vier Wochen entsprechend der Bestätigung erfolgt.« Wer sagt hier die Unwahrheit? Der Richter habe, schreibt die Anwältin, »wider besseres Wissen niedergelegt, es sei nicht nachgewiesen, dass die feste Buchung schon vor Zugang der Ladung erfolgt sei«. Fünf Tage später wird der Befangenheitsantrag vom Direktor zurückgewiesen.

In einem Gutachten stellt der Kinderarzt von Dennis fest, dass der letzte Besuchskontakt wieder zu einer »deutlichen Destabilisierung seines psychischen Gleichgewichts« geführt habe. Das äußere sich »mit Verstärkung der bekannten Essstörungen und erneutem Auftreten von Schlafstörungen«. Der Arzt schreibt: »Übereinstimmend mit der Empfehlung von Professor Spohr tragen derzeit Besuchskontakte zur erhöhten Kindeswohlgefährdung bei. Aus kinderärztlicher Sicht sollte derzeit von Besuchskontakten abgesehen werden.«

November 2011

Anna und Peter Schneider denken das erste Mal darüber nach, alles hinzuschmeißen. Sie fühlen sich chancenlos. Wie in einem Albtraum, der nicht endet. Sie geraten finanziell immer stärker unter Druck und wissen nicht, wie es weitergehen soll. Ihr Pflegekind liebt sie und möchte bei ihnen bleiben. Und sie lieben dieses Kind und müssen mit ansehen, wie es leidet. Und wie sein kleiner Körper in seiner seelischen Not jedes Mal nach den Besuchen rebelliert. Und sie fragen sich: Was hat Dennis bei uns für eine Perspektive?

Dezember 2011

Anna und Peter Schneider entschließen sich, mit Dennis noch einmal Weihnachten zu feiern und ihn dann in die Obhut des Amtsvormunds zurückzugeben. Denn der Richter sieht weiterhin keinen Grund für die Erstellung eines Sachverständigengutachtens.

Januar 2012

Anhörung über die Herausnahme. Das Jugendamt stellt den Antrag, dass nun doch ein Sachverständigengutachten über Dennis erstellt werden soll. Dennis wird erneut vom Richter befragt. Dieses Mal ist auch der Verfahrensbeistand anwesend. Dennis leidet nach der Anhörung unter starken Verlustängsten. Wenn Peter Schneider morgens aus dem Haus geht, klammert er sich an ihn: »Papa, du sollst nicht weggehen.« Wochenlang nimmt er wieder seinen Daumen zur Beruhigung beim Schlafen.

Februar 2012

Die Schneiders haben erneut ein Strafgeld von je 250 Euro aufgebrummt bekommen. Für einen Umgang, der Silvester stattfinden sollte. Hat er aber nicht. Vater und Großmutter sind nicht erschienen. So hat es Peter Schneider mit einer Videokamera dokumentiert. Wie kann es sein, dass sie trotzdem Strafe zahlen müssen? »Können Richter in diesem Land machen, was sie wollen?«, fragt Peter Schneider. Seine Anwältin hat Widerspruch eingelegt. Der Anwalt der Gegenseite gibt an, dass seine Mandanten durchaus zum Termin erschienen sind. Nachdem ihnen auf mehrfaches Klingeln nicht geöffnet wurde, seien sie nach zehn Minuten wieder nach Hamburg zurückgefahren.

März 2012

Anna und Peter Schneider haben inzwischen einen fünfstelligen Betrag beim Kampf um ihr Pflegekind investiert. Sie warten jetzt auf das Sachverständigengutachten. Sie wünschen sich, dass es eindeutig ausfällt. So oder so. Für ein weiteres Hin und Her fehlen ihnen die Kraft und die finanziellen Mittel.

April 2012

Die Schneiders verweigern mit Rücksicht auf Dennis die unbegleiteten Umgänge – und werden erneut zur Zahlung von Strafgeld verurteilt. Die Auseinandersetzung ist längst zu einer Art persönlichen Verfolgungsjagd geworden. Ein Machtspiel, ausgetragen auf dem Rücken eines kleinen Kindes. Wer erspart Dennis weitere seelische Qualen?

Mai 2012

Am 16. Mai schicken Anna und Peter Schneider ein Fax ans Jugendamt: »Wir können nicht mehr, bitte holen Sie Dennis ab!« Tags darauf, an Christi Himmelfahrt, machen sie noch eine Radtour. 30 Leute, Sonnenschein, und der kleine Kerl strampelt vorneweg. Am Freitag um kurz vor zehn kommt der Anruf vom Jugendamt: »Wir sind unterwegs und holen Dennis gleich ab.« Die Schneiders haben ein paar Minuten, um Dennis zu sagen, dass es Menschen gibt, die der Meinung sind, er wäre in einem Heim besser aufgehoben. Dennis fleht: »Mama, ihr besucht mich doch!«

Anna Schneider erzählt unter Tränen, dass Dennis gesagt habe, er wolle bei ihnen bleiben, bis er groß sei. Wohin kommt Dennis? »Wir wissen es nicht.« Peter Schneider sagt: »Man hat uns so lange traktiert, bis wir nicht mehr konnten.« Birgit Nabert sagt: »Man hat Anna und Peter Schneider das Herz rausgerissen.«

21. Mai, Anruf vom *Abendblatt* beim Richter. Er lässt ausrichten, dass er sich zu einem laufenden Verfahren nicht äußert. Die Jugendamtsleiterin bittet um die Zusendung der Fragen per E-Mail. Was werfen Sie den Schneiders vor? Sind Sie der Meinung, dass Dennis im Heim besser aufgehoben ist? Was glauben Sie, wie der Fünfjährige diesen erneuten Beziehungsabbruch verkraften wird? Tags darauf mailt ihr Pressesprecher zurück, man könne sich zu einem laufenden Verfahren nicht äußern und habe die Personenschutzrechte zu beachten.

Birgit Nabert informiert Markus Löning, den Menschenrechtsbeauftragten der Bundesregierung, über den »Fall Dennis«.

Am 23. Mai erhalten die Schneiders erneut vier Zahlungsaufforderungen über je 750 Euro Ordnungsgeld.

Ihre Anwältin schreibt ans Gericht, dass die Pflegeeltern sich vor einem neuerlichen Umgang entschlossen haben, Dennis zurückzugeben, weil die unbegleiteten Umgänge für das Kind eine Qual sind. Außerdem seien die Pflegeeltern keine reichen Menschen. Sie haben sich, »um das Kind zu schützen, finanziell vollständig verausgabt«. Sie seien »finanziell ruiniert worden«. Da sie nun aber

wissen, dass die Gutachterin das Gericht gebeten hat, die Umgänge bis zur Erstellung des Gutachtens auszusetzen, möchten sie Dennis zurückhaben. Hätten sie dieses Wissen vorher gehabt, wäre es zu diesem »Akt der Verzweiflung« gar nicht gekommen.

Anna Schneider sagt, dass es abends um halb acht besonders schlimm ist. Wenn sie weiß, dass Dennis jetzt ins Bett geht. Neulich hat sie geträumt, dass er seine kleine Hand nach ihr ausstreckt. Sie konnte sie nicht erreichen.

Hamburger Abendblatt
Nr. 132 vom 8. Juni 2012

Theodor-Wolff-Preis

Geboren am 27. März 1967 in Hannover.

Nach mehreren Seereisen als Leichtmatrose auf deutschen Handelsschiffen entschied sich Kai Müller gegen seinen ursprünglichen Berufswunsch Kapitän und studierte ab 1990 Germanistik, Philosophie und Geschichte in Freiburg, später in Berlin an der Freien Universität. Parallel dazu absolvierte er Praktika, unter anderem in der Feature-Abteilung des SFB, war freier Mitarbeiter bei n-tv, veröffentlichte Rezensionen im Feuilleton von *Die Zeit* und *Berliner Zeitung* und gestaltete Musiksendungen für Deutschlandfunk und Deutschlandradio Kultur.

1998 begann er beim *Tagesspiegel*, zunächst als freier Mitarbeiter und Pauschalist, wurde später Kultur-Redakteur und ist seit 2011 Redakteur der Dritten Seite. Dem Thema Musik blieb Kai Müller treu: Seit sechs Jahren wirkt er regelmäßig beim »Musikalischen Quartett« auf Radioeins mit.

Kai Müller ist verheiratet und hat drei Kinder.

Kai Müller erhält den Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis 2013 in der Kategorie »Lokaljournalismus« für den Beitrag »Es war ein schöner Tag«, erschienen im Berliner *Tagesspiegel* am 8. Dezember 2012.

»Es war ein schöner Tag« ist die Rekonstruktion eines wie aus dem Nichts ausbrechenden und bis zum Mord eskalierenden Streits in Berlin-Neukölln. Die Leistung des Autors: Er hat den Fall so genau recherchiert, und zwar in beiden tödlich verfeindeten Lagern, dass ihm dies eine ungewöhnliche Erzählweise erlaubt. Im Wechsel lässt er Beteiligte und Zeugen der feindlichen Milieus sprechen und den gesamten Hergang erzählen. Auf diese Weise schafft er in seinem Text etwas, was in der Realität nicht stattfindet. Mit seiner Genauigkeit und seiner besonderen Dramaturgie blättert der Autor jenen Kosmos aus Hass und explosiver Gewalt auf, der täglich all die kleinen Meldungen in den Lokalzeitungen produziert.

Chronik einer Messerstecherei: Es war ein schöner Tag

Von Kai Müller

Auf einem Bolzplatz in Neukölln bricht Streit aus. Eigentlich geht das nur zwei Leute an. Doch immer mehr Menschen werden von einem unbegreiflichen Sog erfasst. Im Recht fühlt sich jeder und schlecht behandelt sowieso. Am Ende liegt ein Jugendlicher tot am Boden. Eine Rekonstruktion.

Das Wichtigste ist untergegangen. Das, was alles verändert hat.

– »Es ging viel zu schnell.«

– »Ich habe nur gehört, wie Jusef einen Ton von sich gab. So ›Ah‹, so.«

– »Das Messer habe ich gar nicht bemerkt.«

Drei junge Männer sitzen auf einer beigefarbenen Ledercouch. Auf dem flachen Tisch vor ihnen stehen Feigenlimonade und Honiggebäck, aber Riza, Kvin und Easy rühren es nicht an. Ihre Jacken haben sie anbehalten, Riza trägt zudem eine schwarze Baseballkappe. Manchmal beugt er sich vor, verbirgt sein Gesicht hinter dem Schirm. Dann wieder legt er einen Arm um Kvin, der neben ihm Platz genommen hat, und fährt ihm versonnen über den kurz geschorenen Hinterkopf.

Sie sollen über Gefühle reden. Die Jacken sind ihre Panzer.

Riza, Kvin und Easy sind Anfang 20, und sie haben ihren Freund Jusef El-A. sterben sehen. Eigentlich wollen sie die Sache vergessen. Keinen Wirbel mehr. Weshalb sie sich diese Namen ausgesucht haben. Ihr Freund Jusef, ein 18-jähriger Deutschlibanese, war hier zu Hause. Seine Mutter sitzt mit am Tisch. In Schwarz. Ihre Augen ruhen auf den Männern, die sie hat aufwachsen, erwachsen werden sehen. Nun versuchen sie, noch einmal genau den Moment zu erfassen, der ein tiefer Einschnitt in ihr Leben war.

– »Jusef drehte sich weg.«

– »Er rief noch: ›Passt auf, er hat ein Messer!‹«

– »Welche Kraft er aufbrachte, dass er seine Freunde warnte. Dann legte er sich hin.«

– »Der mit dem Messer war weg, abgehauen durch einen Tunnel.«

– »Der war uns scheißegal. Jusef war verletzt.«

– »Er lag da, atmete schwer.«

– »Wir haben alles versucht.«

Das Messer zerteilte ihre Welt in das, was sie gewollt hatten – und das, was daraus geworden war.

Am Tag nach Jusefs Tod wird es in den Medien heißen, dass eine Gruppe ausländischer Jugendlicher am 4. März 2012 zwei Deutsche nach einem Streit auf einem Fußballplatz durch Neukölln gejagt habe, dass die beiden Männer bei sich zu Hause von einem Mob bedroht worden seien und dass sich einer von ihnen mit einem Küchenmesser gewehrt habe. Jusef wird in der Brust getroffen. Die Klinge schneidet in lebenswichtige Gefäße. Weil die Staatsanwaltschaft von Notwehr ausgeht, wird der mutmaßliche Täter Sven N. auf freien Fuß gesetzt, während die Familie El-A. mit dem Schock und der Trauer weiterkämpft. Die Ermittlungen sind nicht abgeschlossen und ziehen sich hin.

Was passieren müsste, um diese Sicht auf die Geschehnisse zu ändern, ist unklar. Aber schwer erträglich ist sie für alle Beteiligten. Für die Familie El-A., die ihren Ältesten verloren hat und damit hadert, dass ein tödlicher Messerstich direkt ins Herz ihres Sohnes als ein Akt der Verteidigung durchgeht. Für Jusefs engste Freunde, die sich zu Unrecht als Unruhestifter bezeichnet sehen. Und für den mutmaßlichen Täter, der in ständiger Furcht lebt, aufgespürt zu werden.

In der Gegend rund um die Weiße Siedlung, die wie eine Felsenburg den Neuköllner Nordosten überragt, kennen sie ihn unter dem Namen Percy. Als er später gefragt wird, warum er angesichts des Mobs nicht auf das Eintreffen der Polizei gewartet habe, wird er sagen, dass er ein Mann sei, der so was selber kläre.

Die Polizei. Sie ist für den 34-Jährigen offenbar gleichbedeutend damit, Scherereien zu bekommen. Schon in den 90ern hat er Jugendstrafen verbüßt unter anderem wegen Raub. 2006 wurde er wegen fahrlässiger Körperverletzung verurteilt. Mit einem Messer stach er einem Angreifer in den Hals, es ging um Schutzgelderpressung. Nun lebt er an einem geheimen Ort, reden will er nicht.

»Okay, Hilal, ich foul dich nicht!«

Dafür ist Olli bereit zu reden. Er war der andere Deutsche. Der, hinter dem sie ebenfalls her waren. Dass er nur Olli genannt werden will, ist eine Vorsichtsmaßnahme. Am Treffpunkt wartet ein Mann mit kurzen Haaren und einem sorgfältig gestutzten langsam ergrauenden Bart. Ein unauffälliger Vierziger. Olli ist der beste Freund Percys, er habe sich stets wie ein Bruder um den sechs Jahre Jüngeren gekümmert, wird er erzählen, denn Percy habe es in seiner Jugend nicht leicht gehabt.

Jusef und seine Freunde, das war die eine Seite des Konflikts.

Percy und Olli die andere, auch sie haben Freunde.

Einer heißt Sascha und begleitet seinen Kumpel Olli jetzt. Seine langen blonden Haare fallen zu einem Zopf gebunden über den Rücken. Auch sein Kinnbart ist zu einem Zopf gezwirbelt. In den Schilderungen derjenigen, die ihm am fraglichen Tag begegneten, taucht er als »der Rocker« auf. Er redet ohne Härte im Ton. Jetzt trägt er, 40 Jahre alt, ein schwarzes Sweatshirt mit dem geschwungenen Logo einer berühmten Street-Wear-Marke.

Wenn man sie fragt, wo sie anfangen würden, um die Ereignisse zu erklären, dann holen die beiden Männer tief Luft. Ollis Stimme flattert, er verschränkt die Arme vor der Brust. Dann zeichnet er das Bild eines Viertels, in dem er und Sascha geboren wurden, aufwuchsen und als Deutsche »schnell mal« Probleme bekamen. Meist haben sie das zurechtgebogen. Diesmal schafften sie das nicht. Kann sein, das deutet Olli an, dass die Zündschnur für diesen speziellen Konflikt vor eineinhalb Jahren gelegt wurde. Und dass sie seither glomm, obwohl es eigentlich darum ging, Spaß zu haben.

Dazu muss man wissen, dass sich Olli und Percy jeden Sonntag auf dem Bolzplatz in der Aronsstraße trafen. Es ist ein Käfig mit rotem Kunststoffbelag, umgeben von einem hohen Gitterzaun. Er, Olli, sei gar kein guter Fußballer, sagt er, aber ein Kämpfer und in der Mannschaft, die fast immer gewinne, so dass sie das Platzrecht behalten.

Als er dann einmal Hilal* den Ball abjagt, »schreit der, dass es ein Foul gewesen sei. Aber er selbst weiß, dass es keins war.« Der 20-jährige Türke gilt als Hitzkopf. Und Olli pflegt ihn von da an aufzuziehen mit Sprüchen wie: »O.k., Hilal, ich foul dich nicht!« Oder: »Ich mach auch nicht so doll.« Hilal als der viel bessere Fußballer reagiert gereizt. Sogar seine eigenen Leute sollen sich über Hilals Großspurigkeit amüsieren. Ist das die Lunte?

Oft ist es bei einem Konflikt erst eine dritte Partei, die ihn gefährlich macht. Die dritte Partei nimmt dem Streit die Übersichtlichkeit. Und was von der Wahrheit übrig bleibt, ähnelt – ja, was? Einem Mosaik?

Was wirklich zu Jusefs Tod geführt hat, kann man nicht nacherzählen. Es sei denn, die Beteiligten erzählen es selbst.

Die Älteren wollen nicht verlieren

DAS SPIEL

Am 4. März standen Percy und Olli wieder auf dem Fußballplatz. Auch Hilal war mit seiner Mannschaft dort.

DIE MUTTER Man kann den Platz hier vom Flurfenster aus sehen. Da ist sonntags immer etwas los. Jusef lag noch im Bett, da ging der Kleine zum Fußballspielen hinunter. Die spielen so lange, bis sie von den Älteren verjagt werden.

DER BRUDER An dem Tag durfte ich bei den Großen mitspielen.

Jusefs Bruder hat in der Tür zum Wohnzimmer gestanden. Nun wird er von seiner Mutter gebeten, Teewasser aufzusetzen. Als er das getan hat, kehrt er zurück, aber das Zimmer betritt er nicht. Er verharrt auf der Schwelle, nestelt an seinem Mobiltelefon. Dann sagt er, dass ab einem bestimmten Alter, »also mit 15, 16 Jahren, wenn die sehen, dass du nicht schlecht bist«, auch einer wie er habe mitmachen dürfen. Denn die Älteren wollten nicht verlieren. Früher habe er deshalb nur zugesehen. An diesem Tag aber sei er mit Olli und Percy in einer Mannschaft gewesen.

DIE MUTTER Als der Kleine wiederkam, sagte er, dass es Streit gegeben habe. Ein paar hätten sich geprügelt. Ich fragte, wer.

DER BRUDER Ich kannte die nicht.

OLLI Seit 15 Jahren spielen Percy und ich sonntags Fußball. Fünf Mann bilden ein Team, wir sind das einzige gemischte. Früher haben wir mit den Vätern der Jugendlichen gekickt, die heute immer kommen.

DER BRUDER Ich stand daneben, als in der gegnerischen Mannschaft Streit aufkam.

OLLI Ein Araber namens Black* hatte von Hilal einen schlechten Pass zugespielt bekommen, so dass er den Ball wütend wegdrosch und sagte: »Mit dir spiel ich nicht mehr, geh nach Hause.« Hilal ging, telefonierte und kehrte dann zurück: »Nee, ich spiel doch mit.« Klar, macht jeder so.

DER BRUDER Plötzlich tauchte Hilals großer Bruder auf.

OLLI Er ging auf Black zu und klatschte ihm eine. Black hielt sich die Wange, blickte zu Boden: »Ist ja gut, ich lass deinen Bruder in Ruhe.« Aber Hilals Bruder fand, dass das nicht genügte. Er krempelte die Ärmel hoch. Da mischte sich einer von uns ein. Antoni*: »Ey, wir kennen uns doch alle! Ich kenn dich als kleinen Jungen!« Daraufhin der Bruder: »Wer bist du denn, was bildest du dir ein, mit mir zu reden?« Er ging auf Antoni los. Der aber packte ihn am Hals und drückte ihn gegen den Maschendrahtzaun. Ich dazwischen: Hey, was soll denn das? Dann war auch Hilal mit von der Partie. Ich: Schluss jetzt! Schluss jetzt!

DER BRUDER Hilals ganze Familie tauchte auf. Olli und Percy stellten sich hinter Black, den sie wohl kannten, obwohl er bei den Gegnern gespielt hatte.

OLLI Cousins und Onkel, ältere Burschen, bestimmt elf Mann waren aufgelaufen. Da deutete Hilal plötzlich mit dem Finger auf Percy und mich und sagte »Die beiden Deutschen, der und der.«

DER BRUDER Black, der den Streit mit Hilal gehabt hatte, war abgehauen. Es hieß, Hilals Klan gegen Olli und Percy.

OLLI Ein kleiner Glatzkopf kam auf mich zu. Er fummelte an seinem Handy, als sei das gerade besonders wichtig. – »Komm, lass mal reden!« – Nee, du kommst mir nicht zu nah. – Ich kenn das. Erst wollen sie Vertrauen wecken, und plötzlich hat man ihren Kopf im Gesicht. Ich hielt Distanz, indem ich rückwärts vor ihm weg bin.

DER BRUDER Richtig eskaliert ist die Sache, als Hilals Mutter erschien.

OLLI Hilal stand vor mir, ich hielt seine Arme fest. Seine Mutter stand neben uns. Und er schrie immer: »Meine Mutter ist da, hast du kein' Respekt vor meiner Mutter?« – Doch, hatte ich und ließ ihn los. Ich ahnte, dass er aus der Lautstärke, mit der er brüllte, Kraft zu schöpfen versuchte für einen Kopfstoß, der auch prompt kam. Da habe ich ihm eine mitgegeben.

DER BRUDER Der Kampf verlagerte sich auf die Straße. Wir Jüngeren, die wir nicht gemeint waren, hinterher.

OLLI Percy ist wie ein Pitbull. Wenn ihn jemand schlägt, dann gibt es für ihn nur noch diesen einen Typen, auf den er sich stürzt. Er riss dem Glatzkopf am Mund. Während er mit Schlägen traktiert wurde. Er kam hoch, mit zerzaustem Kopf, sein Auge war geschwollen, sein Gesicht matschig. Und er sagte: »Die wollen nicht aufhören, ich kann nicht mehr.« Aber die waren nun auch benommen. Mit der Gegenwehr hatten die nicht gerechnet.

Sie spielen mit der Playstation und lachen.

DIE FREUNDE

Olli und Percy mussten ihre Jacken am Sportplatz zurücklassen. Antoni würde sie ihnen nachbringen, vereinbarten sie und liefen nach Hause, die Sonnenallee runter. Bis jemand sagte, dass sie die Straße meiden sollten. Welche seien in einem schwarzen Wagen und mit einer scharfen Knarre hinter ihnen her.

OLLI Antoni brachte uns die Jacken. Er und ich hatten einen heftigen Streit, weil ich ihm erklärte: Das war Rassismus. Er wollte das nicht wahrhaben. Verschließ nicht die Augen, sagte ich. Warum hat es auf dem Platz plötzlich geheißen, »die beiden Deutschen«, he? Du warst auch dabei. Warum ging es nicht gegen dich?

DIE MUTTER Jusef hat den Bericht seines Bruders nicht mitbekommen. Und ich habe ihm davon auch nicht erzählt. Er wusste von gar nichts. Nichts von Knarren und von der Prügelei. Um 14 Uhr war er noch gar nicht aus seinem Zimmer gekommen. Hatte lange am Computer gesessen, im Pyjama. Dann ging er ins Bad.

RIZA Wir hatten am Abend zuvor lange bei mir gesessen. Ich habe ein großes Zimmer und Playstation. Es war ein lustiger Abend, Fifa-Game.

KVIN Ein Turnier. Es wurde spät, weil jeder gegen jeden spielte.

DIE MUTTER An Sonntagen lassen wir uns mit allem Zeit. Relaxen. Jusef stand in der Küchentür und sagte: »Ich habe Hunger, wann ist das Essen fertig?« Er war gestylt, parfümiert, kam aus der Dusche. – »Mama, beeil dich, ich habe Hunger.« – Ich machte sein Lieblingsessen. Nuggets wie es sie bei Kentucky Fried Chicken gibt, aber selbst gemachte. Ich sagte: Dauert noch'n bisschen. – »Ich geh kurz raus.« – Nimm dir was mit. – »Nein, entweder wir essen zusammen oder gar nicht.« – So war er.

KVIN Um 14.30 Uhr habe ich Jusef getroffen. Wir sind nach vorne zur Sonnenallee spaziert, waren im Schulenburgpark, haben geredet. Weitere Freunde kamen.

RIZA Wir haben unsere Tage damit verbracht, uns zu sehen. Denn wir sind Brüder.

DIE MUTTER Nach einer halben Stunde rief er an. – »Mama, bist du fertig?« – Noch nicht, aber in einer halben Stunde kannst du kommen. – Aber er kam nicht.

RIZA Es war ein schöner Sonntag.

DIE MUTTER Ich war sauer. Erst drängelte Jusef, hetzte mich, dann ließ er uns warten. Sein Portemonnaie hatte er zu Hause liegen lassen, da war doch klar, er würde sich nirgendwo anders etwas zu essen kaufen. Seine BVG-Karte hatte er auch nicht dabei. Nur Schlüssel und Handy.

RIZA Es ist schwer für einen von uns, sich von den anderen loszureißen. Es gibt immer etwas, über das wir reden. Ich kannte Jusef seit der 7. Klasse. Wir waren auf der Realschule am Britzer Damm und lernten gemeinsam für Prüfungen. Wir sahen uns auch beim Fitness. Muskeln aufbauen, sich schön machen, die Mädchen stehen drauf. Jusef war für dich da. Mehr an schlechten als an guten Tagen. Es war ein guter Tag. Und er blieb bei uns hängen.

KVIN Dann kam der Anruf.

RIZA Hilal wollte mit uns reden. Wir trafen uns in dem Kiosk an der Bushaltestelle. Dort erklärte uns Hilal, dass seine Mutter, sein Bruder und er selbst Schläge bekommen hätten.

EASY Seine Ehre war gekränkt worden. Ich hätte das auch klären wollen.

RIZA Hilal sagte: »Riza, kannst du mitkommen und hinter mir stehen? Falls mir etwas zustößt.« Sein Auge war bereits dick. Er meinte, ältere Männer seien das gewesen. Da bekam ich ein bisschen Angst. Aber man denkt, die Älteren werden gegenüber Jüngeren schon Respekt zeigen. Die müssen wissen, wie das abläuft.

DIE MUTTER Ich war mir sicher, dass er jeden Moment zur Tür hereinkommen und sagen würde: »Tschuldigung Mama, bin aufgehalten worden.« Ich wusste nicht, mit wem Jusef unterwegs war.

RIZA Es ist bekannt, dass ich schlichten kann. Wie meine Eltern immer sagen: Das Wichtigste ist reden, reden, reden. Da ich ein bisschen mehr überlege und schneller ticke, hoffte Hilal wohl, dass ich das Reden für ihn übernehmen würde. Immerhin hatte er eine Schlägerei hinter sich. Leider wollten die Älteren nicht reden.

Jusef sagte: »Ihr geht jetzt.«

KVIN Bevor Hilal uns anrief, hatte er die mobilisiert, mit denen er eng ist. Wir kannten ihn als Nachbarn, den man trifft und grüßt. Ein Hallo-und-Tschüss-Freund.

RIZA Er wollte so viele dabeihaben wie möglich, damit es ihn stärker aussehen ließ. Ich dachte, dass ich die Deutschen, die Schläger, wie Hilal sagte, vielleicht kennen würde. Wenn ich sie kannte, hätte ich vermitteln können.

EASY Niemand sagte, das sei Hilals Sache, nicht unsere.

DIE MUTTER In Neukölln muss man wissen, wo die Kinder sind. Ist eine harte Gegend, wir haben es als Eltern nicht einfach, hier Kinder zu erziehen.

RIZA Eigentlich hätten Hilals Eltern ihn zu Hause behalten müssen.

EASY 2008 war das, wir waren gerade vor den Häusern, als ein Mann auf uns zukam und sagte: »Wir wollen hier was aufmachen, was fehlt euch?« Meinten wir: ein Jugendklub. Wir haben mitgeholfen, den aufzubauen, zu streichen, mit Möbeln einzurichten. So sind wir zusammengewachsen. Hilal gehörte nicht dazu.

DIE MUTTER Die Jugendlichen müssen für sich selbst herausfinden, was sie hier wollen. Der Klub war ihr Treffpunkt und für mich als Mutter eine Sicherheit.

RIZA Die Betreuer ticken dort wie unsere Eltern. Nur wir hören ihnen viel eher zu, weil wir Gedanken mit ihnen teilen können, mit denen wir an unsere Eltern niemals herantreten könnten.

EASY Die waren früher so wie wir und haben auch schon mal Mist gebaut. Sie kapieren einfach, was wir durchmachen und wie sie mit uns umgehen sollen.

DIE MUTTER Jusef war selbstbewusst, kein ängstlicher Typ. Einmal habe ich, von ihm selbst unbemerkt, eine Szene beobachtet, die sein Wesen gut beschreibt. Jugendliche schubsten einen alten Mann, der angetrunken war, hin und her. Sie fanden das komisch. Ich sah Jusef auftauchen und mit den Jugendlichen diskutieren. Der Mann lag bereits am Boden. Es wurde laut. Jusef sagte: »Ihr geht jetzt!« Er hatte eine Präsenz. Ich fand das gut, denn ich sage meinen Kindern: Ihr könnt laut werden, sogar schreien. Aber niemals schlagen und anderen wehtun. So hat Jusef dem Mann geholfen.

Im Jahr 2008 war Jusef mit Riza, Kvin und Easy dem Jugendbeirat der Weißen Siedlung beigetreten. Ein Jahr später nahm er das Angebot an, bei einer Mediation teilzunehmen. Das für Jugendliche konzipierte Konflikttraining erstreckte sich über 30 Wochenstunden. Sie lernten, auf provozierende Sprache zu verzichten, die eigene Position neutraler vorzutragen. Aber die wichtigste Leistung sei gewesen, sagt eine Ausbilderin, »überhaupt anzuerkennen, dass das Gegenüber ein Problem hat«.

DIE MUTTER Wie oft Jusef nach Hause kam mit diesem Herzwehtun. »Oh, Mama, die haben sich geprügelt«, sagte er häufig, er sah dann bedrückt aus.

EASY Hilal meinte, er kenne jemanden, der wisse, wo die Typen wohnen würden. Also sind wir in Autos gestiegen und hinterher. Aber wir haben uns nicht beeilt oder so.

Der Kerl war nur so Hallo-und-Tschüss.

DIE KLÄRUNG

Es liegt eine Zwangsläufigkeit über dem Tag, die keiner Eile, keiner Hast bedurfte. Immer mehr Jungs aus der Gegend schlossen sich Hilals Streitmacht an. Einige gingen mit, weil sie ihre Freunde beschützen wollten. Andere aus Neugier. Alle gaben sich zufrieden mit dem, was Hilal ihnen erzählte. Es war von ihnen keiner auf dem Fußballplatz gewesen. Und obwohl es manchen von ihnen wohl dämmerte, dass Hilal auf eine Revanche aus war, für die er jeden brauchen würde, zogen sie mit.

RIZA Später haben uns die Leute gefragt, warum lasst ihr euch in so etwas hineinziehen? Warum von einem Kerl, der nur Hallo-und-Tschüss ist? Wir wären nicht mitgegangen, wenn wir gewusst hätten, dass er mit dem Streit angefangen und selbst zugeschlagen hatte.

Erst wenige Tage vor seinem Tod hat Jusef bei der Handelskammer eine Prüfung fürs Wach- und Sicherheitsgewerbe abgelegt. Dafür musste er sich auskennen mit dem BGB, mit Straf- und Verfahrensrecht, dem Umgang mit Waffen, er sollte die Grundzüge der Sicherheitstechnik kennen sowie geübt sein im Umgang mit Menschen, insbesondere in Deeskalationstechniken.

Er kannte welche, sagt seine Mutter, »für die er als Baustellenaufsicht arbeiten konnte und in Kaufhäusern an der Tür«. Seine Ausbildung zum IT-Systemkaufmann hatte Jusef kurz zuvor aufgegeben. An seinen Computerkenntnissen lag es nicht. Er wusste nur nicht genau, was er machen sollte. Die Berufsschule hat gelangweilt. »Er mochte wohl auch die Anzüge, die er als Wachschützer getragen hätte«, sagt die Mutter.

OLLI Dass nach dem Streit vom Nachmittag noch was kommen würde, war mir klar. Antoni hatte gesagt, die wüssten gar nicht, wo ich wohne, und es würde ihnen auch niemand verraten. Aber ich glaubte das nicht. Die wissen jetzt schon, wohin sie müssen, meinte ich.

Olli hat erst Maler und Lackierer gelernt und dann eine zweite Ausbildung zum Mediengestalter gemacht. Über Fortbildungsmaßnahmen rutschte er in die

Rolle eines Sozialassistenten. An einer Neuköllner Privatschule hilft er Schulverweigerern, einen Abschluss zu machen. »Die Rektorin hätte mich nicht mit 25 Chaotenschülern, die überall anders gescheitert waren, auf Ausflüge geschickt, wenn sie nicht gewusst hätte, dass ich die im Griff habe«, sagt er, um zu unterstreichen, dass er ein Geradeaus-Typ sei. Heute meint er, dass ihm an dieser Schule jederzeit dieselbe Art Konflikt hätte blühen können, wie er sich nun vor seiner Wohnungstür zusammenbraute.

RIZA Wer jetzt noch dazustieß, war schwer auszumachen. Jungs vom Sonnencenter. Hilals Freunde. Man weiß doch, bei einem Autounfall kommen auch hundert Menschen zusammen, um zu wissen, was Sache ist.

EASY Ich kann mich nicht erinnern, dass jemand laut geworden wäre. Oder das Beleidigungen gerufen worden wären. Wir waren da nicht als aufgebrachter Mob, der Rache fordert. Gar nicht.

RIZA Wenn wir auf Gewalt aus gewesen wären, hätten wir doch einfach durch die Haustür brechen und die Leute hinauszerren können. Aber wir wussten, dass Kinder in der Wohnung waren.

EASY Aus Respekt haben wir Abstand gehalten, 20, 30 Meter. Nur Hilal und Riza sind zur Haustür gegangen und haben geklingelt.

OLLI Ich war in der Badewanne. Meine Frau sagte: »Komm schnell runter, nix Gutes.« Ich kam in Unterhose an die Wohnungstür, vor mir etwa sieben Mann, die anderen drückten sich in die Ecken. Ich schob die Tür zu und sagte jaja und dass ich gleich käme.

RIZA Olli sagte: »Ihr kommt zu meiner Wohnung, wartet mal ab, was jetzt passiert.«

»Im Flur lehnte mein Baseballschläger.«

KVIN Nach diesem Spruch schloss er die Tür. Aber kurz darauf erschien Percy. Allein.

RIZA Es kam der Falsche raus, der, den ich nicht kannte. Und der ein bischen kaputt am Kopf war. Dem war sein Leben egal.

OLLI Die hatten gesehen, dass sich eine Frau mit Kindern in der Maisonettewohnung befand. Sie mussten damit rechnen, dass die Sache eskaliert. Meine drei Kinder habe ich nach oben geschickt. Hatte ich vielleicht irgendwo einen Knüppel, mit dem ich mich wehren konnte? Nichts. Alles, was ich fand, war ein Metallkettchen, mit dem wir Blumentöpfe aufhängen. Das habe ich mir in die Hosentasche gestopft.

SASCHA Wenn man einmal ein Problem mit denen hat, wird man es so lange haben, bis niemand mehr da ist, der es mit Interesse verfolgt. Das ist nicht mit ein bisschen Rumrangeln erledigt.

Sascha, den sie Rocker nennen, schaut jetzt, Monate später, erneut in seinem Smartphone nach, wann er den Anruf erhielt, der ihn in den Strudel hineinzog. 18.50 Uhr war es. Ollis Lebensgefährtin rief ihn an. Neun Minuten zuvor hatte sie bei der Polizei einen Notruf abgesetzt. Aber dem Beamten in der Zentrale schien die Dringlichkeit zu entgehen. In ihrer Not fiel ihr Sascha ein, der hatte es nicht weit. Von seiner Wohnung aus konnte er den Menschenauflauf im Hof bereits sehen. »Ollis Frau sagte, du musst herkommen, hier machen 30 Leute Terror, die wollen auch in die Wohnung.« Sascha sagt, dass er gar nicht anders gekonnt habe: »Ich habe mir meine Schuhe angezogen.«

Für ihn wiederholte sich in dem Moment eine Szene, die er und Olli vor 20 Jahren erlebt hatten. Damals war er es, Sascha, gewesen, vor dessen Tür eine Abordnung der Thirty-Six-Boys, einer türkischen Jugendbande, aufgetaucht war. Bis hinauf ins Treppenhaus belagerten sie ihn. Sascha bluffte, drohte mit einer Gang, die er gar nicht hatte, und sie zogen ab. Heute ist er Kung-Fu-Kämpfer und Gewaltpräventionstrainer.

OLLI »Der Sascha kommt rüber«, sagte meine Frau. Aber ich dachte nur, der kann doch da unmöglich in die Menschenmenge reinlaufen.

SASCHA Im Flur lehnte mein Baseballschläger, aber das wäre eine Provokation gewesen. Kurz vorher hatte ich mir zum Geburtstag eine Machete geschenkt. Die lag da jetzt. Egal, dachte ich. Die Machete konnte ich unter der Jacke verstecken. Wenn Sie sich in ein Rudel Wölfe begeben, sollten Sie wenigstens ein Plastikgebiss im Mund haben und zeigen: Ich habe auch spitze Zähne.

OLLI Um Sascha abzufangen, bin ich hinten über die Terrasse raus.

»Die waren jünger als wir, aber das zählt heute nicht mehr.«

SASCHA Es war kein Problem, zu Ollis Wohnungstür zu gelangen. Dort habe ich den Wortführer gefragt, was los sei. Der natürlich gleich: »Wer bist denn du? Was geht es dich an?« – Ich bin ein Freund der Familie, sagte ich. – »Was willst du, Kartoffel?« – Ich will wissen, was los ist. – »Der Olli hat mich mit fünf Mann verprügelt.« – Da wusste ich, dass etwas faul war, weil der das niemals machen würde. Der nicht. Ich kenne den seit über 30 Jahren. Dieser Jusef kam dazu, stellte sich schräg an meine Seite, drückte mich mit seinem Körper weg. Als ich

wissen wollte, was er vorhabe, sagte er: »Was quatschst du mich hier voll?« Ich sagte, ich wolle wissen, was das Problem sei. Worauf der mit der Wunde überm Auge meinte, er wolle, dass Olli jetzt herauskäme, der solle sich bei ihm entschuldigen. – Und danach ist die Sache erledigt? – »Ja.«

OLLI Zu diesem Zeitpunkt wussten wir nicht, wie stark die dort draußen bewaffnet waren.

SASCHA Olli war nicht da. Percy öffnete die Tür. Die wollen, dass du rauskommst, sagte ich. Ihr sollt euch entschuldigen. – »Und was würdest du machen?« – Nicht rausgehen.

RIZA Percy war von der Prügelei am Nachmittag schwer angeschlagen. Ein Auge dick und blau angelaufen. Er blickte übelst böse.

SASCHA Percy fürchtete wohl, dass er die Familie in Gefahr bringen würde, wenn er nichts unternähme.

OLLI Die waren viel jünger als wir, klar. Aber das zählt heute nicht mehr. Die haben Messer in der Tasche. Da muss man die behandeln wie Erwachsene. Wenn Sie es nicht tun, fühlen sich die Jugendlichen erst recht provoziert.

SASCHA Percy sah fertig aus. Dass seine Kraft überhaupt noch ausreichte, die Stufen von der Wohnungstür herunterzukommen.

RIZA Ich habe Percy und Hilal gesagt: »Ihr habt beide ein Problem. Regelt die Sache.« Wir hielten uns abseits. Ich nahm an, dass der Ältere das Wort ergreifen würde. Die sahen sich in die Augen, aber irgendwie haben sie nicht geredet. Percy verbarg seine Hand immer so verdächtig hinterm Rücken. Als würde er etwas festhalten, das in seinem Hosenbund steckte.

SASCHA Dass Percy sich ein Messer in den Hosenbund gesteckt hatte, habe ich nicht mitbekommen.

EASY Beide waren bestimmt 40 Meter von uns entfernt. Aber sie bekamen kein Wort heraus. Percy war ein bisschen aggressiver drauf. Es war purer Hass.

Jusef schlug zu, als erster, ins Gesicht.

DER STICH

Die Siedlung in der Fritzi-Massari-Straße besteht aus viergeschossigen Reihenhäusern in Rot und Gelb-Weiß. Von den Parterrewohnungen führen drei Stufen in den Innenhof, der mit Büschen und Bäumen bepflanzt ist, es gibt Metallzäune, Sandgruben, Kinderspielplätze und kaum freie Flächen. Die Gärten sind

mit einem hohen Holzzaun gegen Blicke geschützt und kleine, in sich geschlossene Träume vom privaten Glück. Es ist verwinkelt, eng, man muss sich hier auskennen.

SASCHA Das Angebot lautete: reden. Dass das nur eine Finte darstellte, war jedem Beteiligten klar. Die sind beinahe sofort auf Percy los.

RIZA Jusef lief an mir vorbei auf die beiden zu. »Was hast du in der Tasche, Mann?«, rief er, »warum hast du deine Hand hinter dem Rücken?« Percy drehte sich ein bisschen zu Jusef um, seine Hand zuckte. Da hat Jusef ihm eine geknallt. Ins Gesicht. Mit der Faust. Er kam dem anderen zuvor.

OLLI In diesem Moment erreichte ich den Hof.

SASCHA Percy kam zu Fall. Weil er rücklings die Treppe zu einem Durchgang hoch wollte, ist er gestolpert, und die sind über ihn hergefallen.

KVIN Ich war neben Jusef, als er ihm eine gegeben hat. Es wurde hektisch, und ich bin dazwischen. Wollte Jusef da rausholen. Percy hat mich erwischt. Am linken Oberarm. Ich hab den Schnitt nicht mitbekommen. Erst später. Es blutete stark.

RIZA Plötzlich zog der Rocker eine Machete und schwang sie über seinem Kopf.

SASCHA Ich habe laut gebrüllt: Hoooooaaa ...

RIZA Er stand mitten unter uns. Alle nur: Whooow! Und wichen zurück. Warum hast du ein Messer, rief ich. Wenn du ein Messer hast, dann benutze es doch! – »Genau darum habe ich ein Messer, damit das nicht passiert.«

SASCHA Alle sind weggerannt. Nur fünf Burschen, die sich an mir vorbei auf Percy stürzen wollten, standen noch vor mir. Der, der sich Riza nannte, fragte: »Meinst du, ich habe jetzt Angst vor dir?« Mir ging nur durch den Kopf: Scheiße, was machste jetzt? Den interessiert dein tolles Messer nicht. Aber dann hob er die Hülle auf, die in der Aufregung weggeflogen war, und gab sie mir zurück. So steckte ich das Ding wieder weg.

OLLI Einige von der Meute kamen in ihrer Panik in meine Richtung gelaufen. Auf einem Spielplatz konnte ich sie abschütteln. Dann bin ich hintenrum wieder in meine Wohnung. Percy war oben. Ich wollte wissen, was passiert war. Er sagte nur: »War zu viel, war zu viel.«

Einer liegt am Boden.

RIZA Wie kann man so viel Mut haben, so ein Ding durchzuziehen?

Es sei eine Dummheit gewesen, sagt Jusefs Mutter, die Wohnung in der Fritzi-Massary-Straße zu belagern. Die Frau stützt ihren Kopf mit einer Hand, als wollte sie sein Gewicht messen. Sie ist im Quartiersbeirat und Stadtteilmutter gewesen, hat sich für ihre Mitmenschen eingesetzt. Nun überlegt sie lange. Wiegt ein Schlag so schwer, sagt sie, wie der Gruppe bewaffnet gegenüberzutreten und in Kauf zu nehmen, dass jemand ernsthaft Schaden nimmt? »Wenn jeder Jugendliche, der sich prügelt, ein Messer zieht, dann haben wir ein Massaker«, sagt sie. Für die Mutter war es Jusef, ihr Sohn, der in Notwehr gehandelt hat. Er habe Hilal geschützt, indem er schneller als das Messer sein wollte.

Hilal war in dem Tumult verschwunden.

Ebenso Percy.

Und was ist passiert?

Drei oder vier gegen einen. Der stolpert, stürzt rücklings auf die Treppenstufen eines Durchgangs, durch den man auf die rückwärtige Seite der Häuserzeile gelangt. Er stößt die Klinge nach oben, vielleicht hält er sie auch nur von sich gestreckt, dabei wird Jusef vermutlich getroffen. Niemand weiß es genau. Schon springt das Menschenknäuel auseinander, denn Sascha hat seine Machete gezogen, die so abschreckend ist, dass sie in den Erinnerungen vieler das einzige Messer sein wird. Jusef bewegt sich noch einige Meter vom Tatort weg.

OLLI Normalerweise bleibt bei so was ein Deutscher liegen.

SASCHA Plötzlich wurde wieder laut gebrüllt. Einer lag am Boden. Zwei seiner Freunde schleiften ihn hin und her. – »Er hat einen Stich abbekommen.« – Ich habe die angewiesen, mir zu helfen. Als Erstes schiebt man bei so etwas den Pullover hoch, um die Wunde zu finden. Ich sah den Einstich unterhalb des Rippenbogens.

RIZA Jusef hat nicht mehr geredet. Er lag da und atmete schwer

SASCHA Ich hab die Hosen voll gehabt. Da liegt ein Typ mit einem Messerstich, und ich habe dieses Riesenteil dabei. Also bin ich hoch, hab die Machete zu Hause deponiert, mir ein Handtuch geschnappt, um es auf die Wunde zu pressen. Ich habe meiner Frau zugerufen, sie solle den Notarzt verständigen. Meine Hände waren blutverschmiert. Beim Ziehen der Machete hatte ich mir die Finger an der geriffelten Klinge aufgerissen.

EASY »Ruf 'nen Krankenwagen.« Mehr konnte Jusef nicht mehr sagen. Wir haben alles versucht. Seine Augen starrten geradeaus.

SASCHA Ich habe mich abgemüht, den Jungen zu reanimieren. Seine Freunde haben mich zum Teil massiv bedroht, hatten ein Messer in der Hand und sagten, wenn dem irgendwas passiert, bist du der Nächste. Während ich mit Mund-zu-Mund-Beatmung und Herzmuskelmassage alles dafür tat, dass es besser wird. Als die Polizei eintraf, sagten sie, ich sei der mit dem Messer gewesen.

RIZA Der Notarzt kam erst nach 15 Minuten. Krass, wa? Trotzdem, wir haben nicht gedacht, dass Jusef da sterben könnte. Manche Menschen kriegen viel mehr Stiche ab und überleben.

EASY Jusef war stark. Nie hat er aufgegeben.

RIZA Wer für die anderen da ist, wenn sie es brauchen, der hat Stärke. Innerlich. Und so einer war Jusef.

DIE MUTTER Er hat sich überschätzt.

Der Tote, so erfährt er jetzt, ist der Cousin eines Freundes.

DIE NACHRICHT

DIE MUTTER Da kam ein Anruf von meiner Nachbarin, gegen 18.30 Uhr. Wo Jusef sei, fragte sie. Bis dahin hatte ich mir nichts gedacht. – »Weißt du gar nicht, wo er ist?« – Sie klang besorgt. Ich ließ Jusef und seine Geschwister schon mal Besorgungen für die Nachbarin erledigen, wir helfen uns gegenseitig. Und ich dachte, sie wollte Jusef um einen Gefallen bitten. – Der wird bestimmt gleich kommen. – Sie druckste herum. Dann meinte sie: »Ich habe nur gehört, dass Jusef mit einem Messerstich im Krankenhaus liegt. – Was redest du da für'n Quatsch. – »Ich weiß auch nicht. Ist wahrscheinlich nichts. Nichts Schlimmes.« – Mir war sofort klar, dass wir ins Krankenhaus mussten.

OLLI Der Hof zwischen den Häusern war taghell erleuchtet. Die Polizei suchte die Tatwaffe. Percy hatte das Küchenmesser im Garten in die Erde getreten, aber das verriet er erst, nachdem er sich am nächsten Morgen stellte. So fanden die Ermittler in den Gebüschen all die Messer, die die Jugendlichen hastig weggeschmissen hatten.

DIE MUTTER Es war so voll im Neuköllner Krankenhaus. Die Polizei ließ uns nicht zu ihm durch, weil er notoperiert wurde. Wir haben geschrien und wollten wissen, wie wir ihm beistehen könnten. Ich wollte den Polizisten sogar zur Seite schieben. – »Lassen Sie mich einfach hinein!« – So aufgelöst waren wir. Jusef brauchte seine Mutter, ich kannte ihn doch. Er war so – »Mama«.

Olli wurde von der Polizei die Nacht über als möglicher Täter festgehalten. Seine Hände wurden zur Sicherung von DNA-Spuren mit Plastiktüten abgeklebt. »Aber ich hatte Jusef nie berührt«. Erst, als ihm ein Bild von dem Toten gezeigt wurde, erschrak er. Er erkannte auf dem Foto den Cousin eines guten Freundes. »Mir wurde schlecht.«

Für einen Augenblick wird es jetzt still in dem Zimmer, in dem Olli und Sascha berichten. Olli möchte etwas Versöhnliches sagen, aber ihm fällt nichts Überzeugendes ein. »Ich kann die Trauer der Eltern verstehen«, sagt er. »Auch meine Kinder hätten ihren Vater verlieren können.« Deshalb fällt es ihm so schwer. Er fühlt sich im Stich gelassen. Auch von denen, die ihn besser kennen müssten, weil er für sie da gewesen war wie für jenen arabischen Jungen, den er durch Familientragödien begleitet hatte und der ihm nun am Telefon sagte, dass er ihn eigenhändig umbringen werde. »Mein Fehler war vielleicht zu glauben, dass er ein Guter war«, sagt Olli. » Ich glaube es immer noch.«

Auch Sascha wurde in der Tatnacht von der Polizei vernommen. Auf die Frage, ob er ein Messer dabeigehabt habe, legte er ein Taschenmesser auf den Tisch. Noch eins? Sascha überlegte. Dann erwähnte er den Baseballschläger, aber noch während er log, trat ihm kalter Schweiß auf die Stirn, ihm wurde elend. Schließlich erzählte er von der Machete. Da soll man ihm entgegnet haben, dass man das längst wüsste und verstünde.

»Das hat so viel gekostet«, stöhnt Sascha.

Als sich die Todesnachricht vor dem Neuköllner Krankenhaus verbreitete, entlud sich der Zorn noch vor Ort gegen Hilal. An den folgenden Tagen versammelten sich aber auch immer wieder aufgebrachte Jugendliche vor Ollis Wohnung und stießen Drohungen aus, Steine flogen. Um eine Eskalation zu verhindern, leitete die Polizei nach dem 4. März eine Reihe von »Interventionsmaßnahmen« ein. Beamte kontaktierten den Jugendklub »Sunlight«, sprachen Vereine und Imame an.

DER VATER Später bin ich zu den Jungs in den Jugendklub gegangen, wo sie sich in Trauer versammelten. Niemand sollte etwas Unbedachtes unternehmen. Die Polizei kümmert sich, das macht der Staat, habe ich gesagt. Aber was hat es gebracht? Für mich ist dieser Mann nicht einer, der bloß mit einem Messer herumgefuchtelt hat.

Dem Untersuchungsbericht zufolge drang die Klinge in Jusefs rechte Herzkammer ein.

An der Beisetzung Jusefs nahmen 3000 Menschen teil, es war der größte Trauerzug dieser Art in Berlin. Und für Olli und Sascha war es eine einfache Rechnung. Wenn nur ein Einziger in der Lage gewesen war, 30 Freunde zusammenzutrommeln, auf die wiederum 3000 Trauergäste folgten, reichte nur ein Prozent davon aus, um sie ihres Lebens nicht mehr sicher sein zu lassen. Sie rafften das Nötigste zusammen und flohen, mit ihren Frauen, die ihre Jobs verloren, mit ihren Kindern. »Das hat so viel gekostet«, stöhnt Sascha. Im vergangenen Jahr war sein jüngerer Bruder verunglückt. Jetzt verlor er über Nacht sein soziales Umfeld. Die Polizei habe ihnen geraten, bloß fortzubleiben.

Im Nachhinein sei viel erzählt, seien Gerüchte gestreut worden, meint Sascha. Es heiße, dass Kopfgelder ausgesetzt und übelste Araber aus Schweden angereist seien. »Man darf solche Geschichten nicht für wahr halten, man darf sie aber auch nicht ignorieren.«

DIE MUTTER Wer soll denn Kopfgelder zahlen?

Und Hilal? Gegen ihn und andere wird wegen besonders schweren Landfriedensbruch ermittelt. Über seinen Verbleib ist wenig in Erfahrung zu bringen. Ein Mitglied der Familie sagt am Telefon, man wolle sich zu dem ganzen Vorgang nicht äußern. Es sei schon so viel geschehen. »Ein Junge ist tot.«

Die Tatwaffe kann bis heute von den Ermittlern nicht zugeordnet werden.

* Name von der Redaktion geändert.

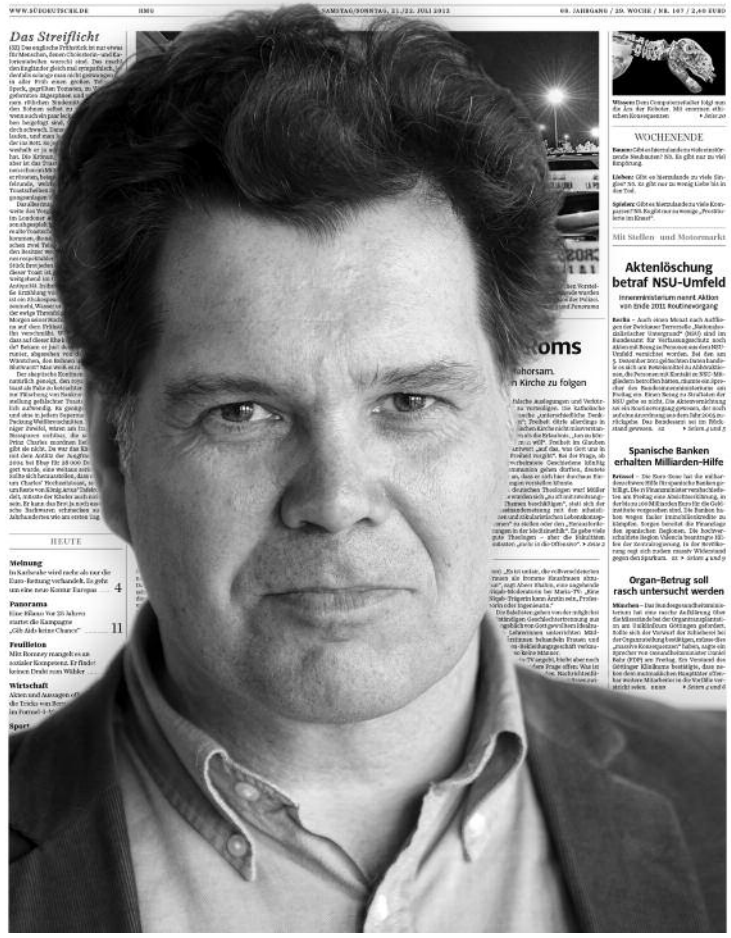
Der Tagesspiegel
Nr. 21537 vom 8. Dezember 2012

Ein Paar hinter Mauern – Maike Richter und Helmut Kohl › Die Seite Drei

Süddeutsche Zeitung

MÜNCHNER NEUESTE NACHRICHTEN AUS POLITIK, KULTUR, WIRTSCHAFT UND SPORT

WWW.SUEDDEUTSCHE.DE | HMG | SAMSTAG/SONNTAG, 21./22. JULI 2012 | 68. JAHRGANG / 29. WOCHE / NR. 167 / 2,40 EURO



Das Streiflicht

(SZ) Das englische Fußballvolk ist nur schwer für Menschen, denen Cricketsocke und Teeservietten wenig sagen. Das macht den Engländer gleich mal sympathisch, darüber hinaus kann man sich gemeinsam in aller Ruhe einen großen Tee [illegible] gegen Tränen, [illegible] gelassenen Abgeklärtheit, [illegible] ganz ehrlichen Stolzkeruls, den Rohnen selbst zu [illegible] wenn auch mit ganz leichtem [illegible] bei begeistert sind, [illegible] durch schweigt. Dann [illegible] laden, und man [illegible] die sie hört, [illegible] weshalb er [illegible] hat. Die Kritiker, [illegible] aber ist das Stadion [illegible] verbissenen, [illegible] Teutschellen [illegible] gespenstigen [illegible]

Das alles [illegible] wie das Vorg[illegible] im Londoner [illegible] in alle Ewigkeit [illegible] kommen. Abend [illegible] schen zwei Tei[illegible] den Besitzer [illegible] nur exzentrischen [illegible] Stück Fensch[illegible] Gesar Toast ist [illegible] weingebend ist [illegible] Antipathie. Jedes [illegible] Sie Anmahnung [illegible] ist ein Abskurgum[illegible] normiert, Wissen[illegible] der ewige Thronfo[illegible] Morgen seiner Rich[illegible] es auf dem Dyhar[illegible] Ihr verschollt. W[illegible] dass auf dieser Rhei[illegible] der? Bataea et jan[illegible] nutzt, stigmatisiert Wol[illegible] Würstchen, den Italiene[illegible] Marktwirt?" Man weiß es n[illegible]

Der skeptische Kontin[illegible] natürlich gelegt, den rom[illegible] lässt als Pulle zu bekuschlu[illegible] zur Pflanzung von Resilie[illegible] stellung gelähmter Trust[illegible] ich aufwendig. Es genügt [illegible] und also in jedem Supermo[illegible] Deutung Weltbewerbsfähich[illegible] räger zweifelt, wisset am En[illegible] Bewegung entfloss, die [illegible] Prinz Charles inzwischen [illegible] gibt de facto. Da war das Ko[illegible] Jahrhunderts, bis [illegible] gen wurde, eine weitere soll[illegible] sollte sich herausstellen, dass [illegible] von Charles' Vorbereitungen, [illegible] um Rente von König Arms" Dabei [illegible] dert, lokale der Kluster auch [illegible] sein. Er kann das Brot ja noch [illegible] che. Insbesondere erforschen [illegible] Jahrhunderten wie an einem Tag

HEUTE

Meinung
In Karlsruhe wird mehr als nur die Euro-Rettung verhandelt. Es geht um eine neue Kultur Europas ... 4

Panorama
Eine Bilanz Vor 25 Jahren startete die Kampagne „Gib Aids keine Chance" ... 11

Feuilleton
Mitt Romney mangelt es an sozialer Kompetenz. Er findet keinen Draht zum Wähler ...

Wirtschaft
Aktien und Anleihen [illegible] die Tricks von Bern[illegible] im Formel-1-[illegible]

Sport

[illegible]oms

[illegible]ehorsam.
[illegible]n Kirche zu folgen

[illegible]falsche Auslegungen und Verkürzungen [illegible]zu vermeiden. Die katholische [illegible]sche „universelle[illegible] Tendenz", Freiheit [illegible]ührt allerdings in [illegible]ischen Kirche nicht nur [illegible]ntwortungsvollen [illegible]ruch die Behörden, „um so bre[illegible]" WELT. Freiheit im Glauben [illegible]ertigt „nicht, was Gott und [illegible]vorhanden. Gewissensfreiheit [illegible]ntwortung gehen dürfen, [illegible]en, dass er sich hier durch [illegible]n Regierungsmitglieder [illegible]deutschen Theologen: [illegible]wurf Müller [illegible]e verantwortlich „zu oft und [illegible]ntscheidungen in der Weltkirche[illegible]". Es gebe viele [illegible]gute Theologen – aber die Hierarchie [illegible]entuell „gerne in die Offensive". ▸ Seite 3

[illegible]ren). „Es ist unklar, die vollbrachte[illegible]ransen als Ersatzmann [illegible]ür Dominic Hardmann [illegible]ur", sagt Alfons Hörbiger, [illegible]eine ungeheuerliche Skulduktionen bei Mario-TV. „Eine [illegible]Skuld-Trägerin kann Arnfin sein, Freiwillig [illegible]ider Jugendamts."

Die Behörden gehen von der möglichen [illegible]wirdigen Geschäftsordnung aus [illegible]ugsblick war Gott gerufen [illegible]Heilsbringer, Lebewesen [illegible]ussen [illegible]. Mitinitiator [illegible] behandeln Frauen, und [illegible]ne-Abhängigkeitsgeschäft [illegible]e keine Mitarbeiter [illegible]TV angeht, bleibt aber auch [illegible]ere Frage offen: Was im [illegible]ion. Nachrichtenfil[illegible]

Wissen: Dem Computerwissenschaftler Edgal man die Ära der Roboter. Mit enormen ethischen Konsequenzen. ▸ Seite 20

WOCHENENDE

Essen: Gibt es Essen auf der ganzen Welt so leidenschaftlich wie in Italien? Ja. Es gibt nur zu wenig Lokale in Deutschland. Ein Empfehlung.

Lieben: Gibt es Menschen, die so viele Einsamkeit ertragen? Ja. Es gibt nur zu wenig Lokale in Deutschland. Ein Empfehlung.

Sparen: Gibt es Menschen, die so viele Konsumente? Ja. Es gibt nur zu wenig „Produkte [illegible] im Einsatz".

Mit Stellen und Motormarkt

Aktenlöschung betraf NSU-Umfeld

Innenministerium nennt Aktion von Ende 2011 Routinevorgang

Berlin – Auch einen Monat nach Aufdeckung der Zwickauer Terrorzelle „Nationalsozialistischer Untergrund" (NSU) sind im Bundestag für Verfassungsschutz noch Akten mit Bezug zu Personen aus dem NSU-Umfeld vernichtet worden. Bis Ende Juni 3. Dezember 2011 gelöschten Daten handelt es sich um Vorgänge des Landesamtes für Verfassungsschutz, die Personen mit Kontakt zu NSU-Mitgliedern betreffen hatten, darunter ein sogenannter des Bundesamtes für Verfassungsschutzes am Freitag aus Kreisen Berlin zu Strafakten der NSU gehe es nicht. Die Aktenvernichtung sei als Routinevorgang gewesen, der auch auf eine Anordnung aus dem Jahr 2005 zurückgehe. Das Bundesamt sei im Bilde, stand gewesen. sz ▸ Seiten 4 und 5

Spanische Banken erhalten Milliarden-Hilfe

Reinsel – Die Euro-Zone hat die erhoffte Hilfe für spanische Banken geben. Die Finanzminister verschiedenen am Freitag eine Abschlusserklärung, in der bis zu 100 Milliarden Euro für die Geldinstitute vorgesehen sind. Die Banken haben wegen fauler Immobilienkredite zu kämpfen. Sorgen bereitet die Finanzlage der spanischen Regionen. Die hochverschuldete Region Valencia beantragte Hilfen der Zentralregierung. In der Abstimmung soll sich zudem zeigen, Widerstand gegen den Sparkurs. sz ▸ Seiten 4 und 5

Organ-Betrug soll rasch untersucht werden

München – Das Bundesgesundheitsministerium hat eine rasche Aufklärung über die Manipulationen bei der Organvermittlung an der Universitätsklinik Göttingen gefordert. Sollte sich der Verdacht der Ärzte bei der Organzuteilung bestätigen, müsse dies „massive Konsequenzen" haben, sagte ein Sprecher von Gesundheitsminister Daniel Bahr (FDP) am Freitag. Ein Verstoß der Göttinger Klinikums bestätigte, dass neben dem suspendierten Chirurgen offenbar weitere Mitarbeiter in die Vorfälle verstrickt seien. dpa ▸ Seiten 4 und 6

Geboren am 2. April 1965 in Bergneustadt.

Aufgewachsen im Rheinland, studierte Jochen Arntz Geschichte an der Kölner Universität. Nach dem Mauerfall beschäftigte er sich vor allem mit der Zeitgeschichte der DDR. Während des Studiums arbeitet er für den *Kölner Stadt-Anzeiger* sowie die Zeitschriften *Stern* und *Die Zeit*.

1993 ging er nach Berlin, volontierte bei der *Berliner Zeitung*, wurde dort Feuilleton-Redakteur und von 1999 an Ressortleiter der Seite 3. 2007 wechselte er zur *Süddeutschen Zeitung (SZ)* nach München. Er wurde einer der Verantwortlichen für das Tagesthema der *SZ* und 2009 stellvertretender Ressortleiter der Seite 3. Im US-Wahlkampf des Jahres 2004 schrieb er gemeinsam mit Holger Schmale bei Kiepenheuer und Witsch eine Biographie über den damaligen Präsidentschaftskandidaten John Kerry.

Jochen Arntz lebt mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern in München.

Jochen Arntz erhält den Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis 2013 in der Kategorie »Reportage/Essay/Analyse« für den Beitrag »Mein Kanzler«, erschienen in der *Süddeutschen Zeitung* am 21./22. Juli 2012.

Es gibt journalistische Herausforderungen, bei denen nicht erst die Recherche Brisanz bringt, sondern das Thema als solches schon Sprengstoff in sich trägt. Darf man überhaupt über das Privatleben eines Alt-Kanzlers schreiben, zumal über das des sogenannten Kanzlers der Einheit, Helmut Kohl, der sich stets von Teilen der Presse unfair behandelt fühlte? Kann das überhaupt relevant sein? Kann man schreiben, ohne automatisch voyeuristisch und nachtretend zu sein, über einen, der trotz aller politischen Schlachten der Vergangenheit seinen Platz in der Geschichte sicher hat – und der sich nun, krank und gebrechlich, vielleicht über den Dingen stehend, nicht mehr wehren kann und will? Ja man darf und man kann, wenn man es schafft, auf dem dünnen Eis von solider Recherche und einfühlsamer Darstellung nicht einzubrechen. Jochen Arntz ist das mit seiner Seite-3-Reportage »Mein Kanzler« in der *Süddeutschen Zeitung* mit Bravour gelungen. Wer seinen Text liest, versteht, warum das heutige Privatleben des vor anderthalb Jahrzehnten von der großen Bühne Abgetretenen noch immer von öffentlichem Interesse ist. Denn beim sehr privaten Kampf zwischen Kohls zweiter Ehefrau und seinen beiden Söhnen um Zugang zu Helmut Kohl und auch um dessen Gunst und Zuneigung, geht es auch um die Interpretation von Geschichte, um die Deutung seiner damaligen Politik.

Mein Kanzler

Von Jochen Arntz

Maike Richter ist die zweite Frau von Helmut Kohl. Sie pflegt, schützt und kontrolliert ihn. Und sie baut eine Mauer um ihn herum. Damit schreibt auch sie Geschichte.

Mauern können Menschen schützen, können sie vor neugierigen Blicken bewahren, in all ihrer Bedrängnis. Doch auch Gefängnisse haben Mauern, sie sind von innen und von außen zu sehen.

Dies ist die Geschichte einer Frau, die eine Mauer baut; die Mauer verläuft quer durch die Familie, sie trennt die Frau und ihren alten Mann von seinen Kindern, trennt ihn von seiner Vergangenheit. Und sie trennt das Paar vom Leben, von den Freunden, die sie einst umgaben, die vor allem ihn umschwirrten.

Die Frau hinter der Mauer würde wohl eher von einer festen Burg reden, die sie errichten musste. Um darin ein wenig Glück und Frieden zu finden. Allein mit diesem berühmten Mann, den immer alle für sich haben wollten. Den ihr längst nicht jeder gönnt, selbst jetzt nicht, da er krank ist und ein hilfsbedürftiger Mensch. Auch jetzt nicht, da sie schon lange seine zweite Frau ist: Maike Kohl-Richter, 48 Jahre alt.

Vielleicht muss man zurück zu den Anfängen gehen, zu den Tagen, an denen die ersten Reihen gesetzt wurden, um zu verstehen, wie diese Mauer wuchs, die man nicht sehen kann, die aber jeden zurückweichen lässt, der einmal vor ihr stand. Ein Bollwerk, das nicht aus Steinen zusammengefügt wurde, sondern aus Sorge, Macht und Mitgefühl.

Es ist der 23. April 2005, als Karl-Hermann Schlabach, ein Redakteur der *Siegener Zeitung*, eine Nachricht sieht, die ihn stutzen lässt. »Es stimmt, ich habe eine neue Lebenspartnerin«, liest er in der Bild-Zeitung, und er sieht einen alten Mann und eine junge Frau. Den Mann kennen alle in Deutschland: Helmut Kohl. Die junge Frau kennen damals nicht viele. Ein paar Leute in Bonn, ein paar in Berlin und manche noch in Siegen, dort, wo sie herkommt.

Unglaublich, denkt Schlabach. Maike Richter aus dem Dorf Oberheuslingen bei Freudenberg, ganz in der Nähe von Siegen, sie ist die neue Freundin von Helmut Kohl? Die kleine Richter, die früher immer mit ihrer Mutter Evelyn in der Redaktion der *Siegener Zeitung* aufgetaucht war?

Evelyn Richter war in den 70er- und 80er-Jahren Lokalreporterin im Siegerland: Kaninchenausstellungen, Schützenfeste, Stadtpolitik, das wahre Leben. Vier Kinder hatte sie und einen Ingenieur als Mann, sie schrieb ihre Artikel in

der Nacht; und Maike war oft dabei, wenn sie über die Dörfer zog. Das ist doch noch nicht lange her, denkt Schlabach, die Redaktionsräume der Zeitung, sein Büro, das alles hat sich kaum verändert seit jenen Tagen. Und Maike, der Teenager aus Oberheuslingen, ist jetzt Frau Kohl, oder fast zumindest?

Das ist meine Geschichte, sagt sich Schlabach. Er kennt sie ja von damals, die junge Maike Richter. Sie hat auch ein Praktikum in der Redaktion gemacht. Jetzt würde er sie anrufen oder zumindest jemanden, der noch ihre Nummer hat. Das tut er dann auch, er meldet sich, wo er kann und hinterlässt die Bitte, Maike möge zurückrufen. »Ich brauchte ja nur ein Zitat von ihr für unsere Zeitung«, sagt Schlabach heute.

Er hat nie etwas von ihr gehört.

»Ich habe dann keinen Kontakt mehr zu ihr gesucht«, sagt Schlabach. Er wusste jetzt, wo die Mauer stand. Und nichts würde sich daran mehr ändern.

Schlabach ahnt, dass es vielen so ergangen ist wie ihm. Er war einer der Ersten, die gespürt haben, was noch viele spüren würden in den Jahren danach: Distanz. In diesen langen Jahren bis zum heutigen Tag, in denen die Frau, die er als Maike Richter kannte, einen nach dem anderen aussortiert und auf Abstand gehalten hat. Aus ihrer Vergangenheit, aus der Vergangenheit Helmut Kohls. Bis die beiden so allein da saßen, wie sie es heute tun, im Sommer 2012, in dem Bungalow in Oggersheim.

Allein mit den Erinnerungen, den Briefen und Akten aus der Zeit, als Helmut Kohl noch Kanzler war, als seine erste Frau noch lebte, und Maike Richter ihn schon bewunderte, ihm nahe sein wollte. So wie sie sich das immer schon wünschte, als Teenager in der Jungen Union in Siegen. Und als junge Mitarbeiterin im Kanzleramt, wo sie ihn endlich kennenlernte.

Es gab Zeiten, da jubelte sie ihm mit Tausenden anderen zu. Jetzt hat sie ihn für sich allein. Ganz allein. So leben sie wie zwei Menschen, die am Abend im Museum eingesperrt wurden, versehentlich. Aber es ist kein Versehen. Sie wollte es so.

Sie kann jetzt all die alten Briefe lesen, auch die liebevollen, bisweilen zärtlichen Worte Helmut Kohls an seine erste Frau: an Hannelore. Alles ist da in dem Haus in Oggersheim, unter ihrer Kontrolle. Die ganze Geschichte. Und Eifersucht findet immer einen Grund. Die junge Frau kann den alten Mann nach längst Vergangenem fragen. Sie verwaltet die Erinnerungen. Er kann dazu nicht mehr viel sagen. Was soll er auch tun? Sich rechtfertigen für die Zeit, in der sie

noch nicht Frau Kohl-Richter war? Dafür, dass es vor ihr schon einmal die Frau seines Lebens gab. Das wird einigen Männern so gehen, die wieder geheiratet haben. Aber wird hier, im Fall von Helmut Kohl, das Private nicht politisch?

Manche, die noch über die Mauer schauen können, sehen mehr als eine Ehe in Oggersheim. Sie sehen Politik und Geschichte. Sie erinnern sich, wie ein deutscher Altkanzler sich anfangs von einer jungen Frau beim Schreiben von Artikeln und Büchern helfen ließ. Und heute sehen sie diese Frau selbst schreiben, so, als habe sie dieses Land einmal geführt. Sie redigiert jetzt die Vergangenheit. Im dritten Band von Helmut Kohls Memoiren taucht die Widmung »Für Hannelore« nicht mehr auf.

Hier wird Geschichte gemacht, nachträglich. Und manches soll verschwinden. Was wird übrig bleiben von den Briefen, Akten und Papieren in Oggersheim? Wem gehört der Altkanzler Kohl? Wer darf sein Leben erzählen? Nur seine zweite Frau?

»Das, was da passiert, ist eigentlich irre, das geht nicht, denn ihr Mann hat ja eine gewaltige, eine lange politische Vergangenheit.« So redet jemand, der diese Vergangenheit kennt, bis in die Anfänge. Und der sagt, sein Name tue nichts zur Sache.

Als ein Autor der *FAZ* im Herbst 2010 ein Stück über Kohls Lebensleistung und die deutsche Wiedervereinigung schreibt, erwähnt er auch Hannelore Kohl, es geht ja um die späten 80er-, die frühen 90er-Jahre. Maike Kohl-Richter erwähnt er nicht. Da ist ihr Zorn groß. Doch in den Jahren davor hat sie noch Hannelores alte Kleidung aufgetragen und sich darin sehen lassen.

Helmut Kohl spricht – nach allem, was man weiß – überhaupt nur noch wenig hinter der Mauer, die das Paar umgibt. Das mag einem leid tun. Walter Kohl, dem älteren der beiden Söhne, fällt es nicht leicht zu sagen: »Aber er hat sich diese Frau ausgesucht.« Er hat sie gebraucht, vielleicht braucht er sie nun mehr denn je. Und gilt das nicht auch für sie?

Es gibt heute nicht mehr viele, die einen nahen Blick auf dieses Leben eines alten Mannes und einer jungen Frau haben. Einer, dem das gelegentlich gelingt, ist Dirk Metz. Er war Regierungssprecher des hessischen Ministerpräsidenten Roland Koch, und er ist ein Mann klarer Worte. Aber auch einer, der sich des Werts von Freundschaften bewusst ist. Besonders, wenn sie schon lange währen. Deshalb spricht er im Fall von Maike Richter so vorsichtig er kann. Es ist erstaunlich, dass er überhaupt über sie spricht. Wahrscheinlich hat er ein-

fach genug davon, dass so viele schlecht über eine Frau reden, die er lange kennt. Und die er für einen guten Menschen hält.

Metz, ein Mittfünfziger mit Schnurrbart, kommt auch aus Siegen. Er war dort Vorsitzender der Jungen Union; und als er Maike Richter fragte, ob sie mit ihm Politik machen wolle, ob sie für den Kreisvorstand der jungen Konservativen kandidieren wolle, da sagte sie: Ja. Das war für sie der Einstieg in die CDU. Wenn man so will, hat Dirk Metz damit ein kleines Stück an einer großen Geschichte mitgeschrieben.

Heute sitzt Metz in einem Frankfurter Büro, das ihm einen gewissen Überblick bietet, über die Stadt und das Leben. Er ist ein Fachmann für Kommunikation. Jetzt erzählt er eine Geschichte aus dem vergangenen Sommer, es ist eine Geschichte von Liebe, Sorge und unerbittlicher Fürsorge.

Helmut Kohls junge Frau hatte in der Zeitung ein Interview mit ihrem alten Bekannten Dirk Metz gefunden und es ihrem Mann vorgelesen. Nun wollte Kohl diesen Metz kennenlernen. »Es war natürlich ulkig, weil ich Kohl oft mit Roland Koch gesehen hatte, er wusste ja eigentlich, wer ich bin, er hat mich auch sofort erkannt«, sagt Metz. Er erzählt, wie sie im Sommer im Garten in Oggersheim saßen, er erinnert sich an die Begrüßung: »Kohl wollte mir seine linke Hand geben, und da sagt Maike: Helmut, gib dem Dirk Metz die rechte, daraufhin hat er mir die rechte Hand gegeben, was nach seinem Unfall wirklich anstrengend für ihn war.« Metz ist überrascht und berührt in diesem Moment, das passiert ihm wahrscheinlich nicht so oft. »Da ist mir klar geworden, welche Bedeutung Maike für ihn hat.« Um ihren Mann pflegen zu können, hat sie sich als Referatsleiterin im Wirtschaftsministerium beurlauben lassen, seit vier Jahren schon.

Sie hat den Hofstaat weggeschickt, Einflüsterer und Ausflüsterer, Vorzimmerdamen, Hinterzimmerherren, Redenschreiber und Ghostwriter. Die Wichtigtuer und die Wichtigen. Auch die für ihn Wichtigen?

Am 5. Juli 2011 kommen Walter und Peter Kohl, die Söhne des Altkanzlers, vom Grab ihrer Mutter Hannelore – Helmut Kohls erster Frau, die sich zehn Jahre zuvor das Leben genommen hatte. Es ist ein Tag, an dem die Söhne an die alte Familie denken, sie hören, dass der Vater an diesem Jahrestag nicht am Grab der Mutter war. So beschließen sie, vom Friedhof in Ludwigshafen zum Haus des Vaters zu fahren, sie wollen ihn bitten, noch einmal gemeinsam ans Grab zu gehen. Als sie in der Marbacher Straße in Oggersheim ankommen,

stehen Polizeiwagen vor dem Haus, die üblichen Sicherheitsvorkehrungen für Helmut Kohl; und an diesem Tag wird alles noch sicherer gemacht. Ein Polizist nimmt Walter und Peter Kohl gleich beim Aussteigen aus dem Auto in Empfang.

Als die Söhne an der Haustür klingeln und ihnen auch nach einiger Zeit und einigem Drängen und Klopfen niemand öffnet, fragen sie die Polizisten, ob ihr Vater zu Hause sei. »Das dürfen wir Ihnen nicht sagen, erklärte uns die Polizei«, erinnert sich Peter Kohl. Sie klopfen wieder an der Haustür und schließlich bedeutet ihnen die Polizei, sie sollten verschwinden. »Sonst werde ein Platzverweis ausgesprochen«, erinnert sich Walter Kohl. »Die Polizei begründete diese Maßnahme mit einer Weisung des Berliner Büros meines Vaters.« Verstört fahren die Söhne davon. »Der Vater wird wie ein Gefangener gehalten«, sagt einer der beiden noch. Dann liegt der Ort ihrer Kindheit hinter ihnen.

Wenn man in Siegen von der Autobahn abbiegt, um sich auf den Weg zu Maike Richters Elternhaus zu machen, folgt man einer gewundenen Straße durch blühende Landschaften in Richtung Oberheuslingen. Birken und Obstbäume stehen hinter den Leitplanken. In der Siedlung am Wald, dort, wo das große weiße Haus steht, das Maike Richters Eltern mittlerweile verkauft haben, ist Deutschland so, wie Helmut Kohl sich dieses Land wohl einmal vorgestellt hat. Schön, überschaubar und gar nicht unmodern, Kinder spielen auf der Straße. Der Gesangsverein in Oberheuslingen heißt MGV Eintracht. So sollte es sein.

Im Jahr 2005, beim 75. Geburtstag ihres Vaters, haben Walter und Peter Kohl noch mit Maike Richter gemeinsam in einem Saal in Berlin gesessen und gefeiert. Aber das war bald vorbei. Im Frühjahr 2008 erfuhren die Söhne durch ein Telegramm, dass ihr Vater wieder heiratet. So waren auch sie aussortiert. »Es war spürbar, dass mein Vater seine Zukunft mit Maike sah, selbst wenn er dafür vielleicht sogar das Ende unserer Beziehung in Kauf nahm«, hat Walter Kohl später geschrieben.

Vielleicht wollte sie auch nur Ruhe vor allen, die ihren Mann belagern, endlich Ruhe. Auch vor den Söhnen, die groß sind und einschüchternd wirken können. Zumal für eine Frau, die weiß, dass sie sich in etwas reindrängen musste, wenn sie ihn, den Altkanzler, für sich gewinnen wollte.

Als Maike Richter mit Helmut Kohl und dem damals noch großen Gefolge im Winter 2004 nach Sri Lanka reist, fällt Hotelbediensteten gleich etwas auf: Die junge Frau, die mit ihrem Mann eine Suite bezieht, hat die Hotelleitung gebeten, die Privatsphäre des Paars zu schützen. Auch vor den Mitreisenden.

Vor Leuten wie Ecki Seeber, dem langjährigen Fahrer von Kohl. Doch was heißt hier Fahrer? Seeber war für Kohl ein Mann für alles, ein Vertrauter. Einer, mit dem sich die junge Frau darüber streiten musste, wer dem Altkanzler das Hemd rauslegt, und welches passend erscheint. Auch da kannte Seeber sich aus.

Maike Richter musste begreifen, dass sie mit einem Mann wie Kohl nie allein im Auto sitzen würde, wenn sie nicht etwas ändern würde. Als sie es schließlich geschafft hat, Ecki Seeber loszuwerden, ist erstaunlich, was danach passiert: Seeber schweigt. Er ist tief verletzt, aber er schweigt. Wenn man heute Seebers Frau in Ludwigshafen ans Telefon bekommt, bittet sie, das alles ruhen zu lassen. Zu viel ist passiert.

Im Februar 2008, als Helmut Kohl in seinem Haus schwer stürzt und eine Gehirnquetschung erleidet, da unterrichtet Maike Richter die Söhne Walter und Peter erst Stunden später über das, was passiert ist. Als deren Vater schon mehr tot als lebendig in der Klinik liegt. So erinnern sich die Söhne an den Tag des Unglücks. Hätten sie, die damals, vor der zweiten Heirat ihres Vaters, noch dessen nächste Angehörige waren, nicht früher unterrichtet werden müssen? Und wäre es vielleicht besser gewesen, wenn man Kohl nicht nach Heidelberg, sondern in die näher gelegene Oggersheimer Unfallklinik gebracht hätte? Das glauben die Söhne.

Auf jeden Fall war nach diesem Tag nichts mehr wie zuvor.

»Die Leute denken immer noch an den kräftigen Helmut Kohl vor zwanzig, dreißig Jahren«, sagt Dirk Metz, der alte Freund von Maike Kohl-Richter. Er blickt einen Moment still auf den Schreibtisch in seinem Frankfurter Büro, lässt sein Handy klingeln und redet dann von den Zumutungen, denen Maike Kohl-Richter ausgesetzt ist. Wenn sie sich mal raus wagt. »Sie hat mir zwei Geschichten erzählt: Als sie im Speyrer Dom waren, und Helmut Kohl im Rollstuhl saß, wollte jemand ein Buch von ihm signiert haben. Sie sagte: Bitte nicht jetzt. Und der Mann, der das Autogramm haben wollte, zischte nur: Das hat er immer gemacht, bevor Sie da waren.«

Die zweite Szene spielt in Kohls altem Lieblingsrestaurant, im Deidesheimer Hof in der Pfalz. »Jemand hält Kohl ein Handy ans Ohr und sagt: Begrüßen Sie mal unseren Kreisvorsitzenden von der CDU. Maike, die um die Sprache ihres Mannes weiß, sagt nur: Bitte, das geht nicht.« Wieder wird sie angegiftet.

»Könnte sie nicht einfach freundlicher sein zu den Leuten, die meinen Vater schätzen?«, fragt Walter Kohl, als er das hört.

»Muss sie ihn nicht vor solchen Situationen bewahren?«, fragt Dirk Metz.

Vor all denen schützen, die glauben, immer noch Anspruch auf ihn zu haben? Aber wo endet der Schutz, wo beginnt die Kontrolle, Herrschaft? »Ohne die gäb' es mich nicht mehr«, hat Helmut Kohl zu Metz gesagt, im Garten in Oggersheim. Es ist schwer, sich einen einst so mächtigen Mann, auch körperlich enorm kräftigen Mann, als Pflegefall vorzustellen. Vielleicht liegt darin die ganze Tragik, auch ihre. Wie lebt man damit, wenn derjenige, der immer stark war, jetzt schwach ist? Und auch von anderen so gesehen werden kann?

Der Fotograf Konrad R. Müller, ein Mann, der alle Kanzler dieser Republik fotografierte, ist immer noch fassungslos, wenn er von Helmut Kohls junger Frau erzählt. Müller, der weiß, wie man Menschen in Szene setzt, war vor einiger Zeit in Oggersheim, um Helmut Kohl zu fotografieren. Er machte Aufnahmen, die Kohl im Rollstuhl zeigen. In Würde. Aber ihren Mann im Rollstuhl, das war genau das, was Maike Kohl-Richter nicht in den Zeitungen sehen wollte. Das hatte sie Müller auch gesagt. Der aber wollte sich nicht alles vorschreiben lassen in seiner Kunst.

»Ich weiß noch, wie Helmut Kohl sich gefreut hat, als ich bei ihm zu Hause ankam«, erinnert sich Konrad R. Müller an das Treffen in Oggersheim. »Wir sahen uns zum ersten Mal nach zehn Jahren wieder. Und er sagte zu mir: Mensch Konrad, du wirst ja immer jünger.« Nein, dass er Kohl störte, den Eindruck hatte der Fotograf nicht. Es wurde dennoch ein eher kurzer Besuch.

»Maike hat sich sehr darüber aufgeregt, über die Unfairness, dass Müller solche Bilder drucken ließ und die Chuzpe besaß, sich damit zu brüsten, dass sie so ein Bild nicht wollte«, erinnert sich Dirk Metz.

Bald darauf bekam Müller, der Kohl seit Jahrzehnten kennt, einen Brief des Altkanzlers. Der letzte Satz darin heißt: »Wir haben uns nichts mehr zu sagen.«

Ob Helmut Kohl noch in der Lage ist, solche Briefe zu schreiben? Manche, die ihn jetzt noch gut kennen, bezweifeln das. Müller jedenfalls hat nie wieder über die Mauer sehen dürfen.

Ansprüche können groß sein, vermessen oder auch berechtigt. Doch wie sie beurteilt werden, das entscheidet heute allein sie, seine Frau. Und es sind ja nicht immer nur Fotografen oder Journalisten, die etwas von Helmut Kohl wollen. Manchmal sind es auch seine Kinder. Vielleicht wollen sie ihm auch etwas geben. Walter Kohl, der Sohn, hat es in seinem Buch so beschrieben. »Einmal hatten wir eine heftige Auseinandersetzung, und ich fragte sie, warum es so

schwierig sei, schon einfache Besuche zu organisieren. Sie gab mir ganz unverblümt zu verstehen, dass sie meinen Vater am liebsten für sich ganz allein haben wollte.« Hat sie Angst vor den Söhnen, der Familie, zu der sie nicht gehörte?

Dirk Metz kennt die andere Seite. »Sie hat immer gesagt, dass sie gern ein besseres Verhältnis zu den Söhnen hätte. Aber ob es da eine Chance gibt? Ich weiß es nicht.«

Selbst mancher, der ihr gewogen ist, hat längst erkannt, dass da etwas gewaltig schiefläuft. »Ja, sie hat etwas Tragisches an sich, sie ist nicht bösartig, zerstörerisch oder intrigant, sie hat sich einfach verrannt in die Idee, ich will diesen Mann heiraten, und dann will sie das alles auf eine ganz schmalspurige Zweierbeziehung bringen.« Wer nicht für sie ist, ist gegen sie. Das haben viele erlebt. Und nicht jeder, der darüber taktvoll spricht, möchte das mit seinem Namen tun. Einer sagt: »Sie merkt ja, wie unbeliebt sie sich damit macht, und darunter leidet sie wirklich. Aber sie hat eben mit Gott und der Welt Krieg angefangen für ihre Idee von Helmut Kohl, einem Helmut Kohl, der nur ihrer ist.«

Die Idee ist Wirklichkeit geworden, und gefangen sind jetzt beide.

»Ich würde ihr zu großer Zurückhaltung in der Öffentlichkeit raten«, sagt Dirk Metz. »Sie sollte nicht in eine Talkshow gehen und sich darüber beklagen, wie schwer es auch sein kann.« Das Leben mit einem Mann, der nicht mehr der Helmut Kohl ist, der er einmal war.

Wenn man ihr in diesen Tagen einen Brief nach Oggersheim schreibt, sie fragt, ob sie nicht einmal darüber reden möchte, wie es ist, dieses Leben zu führen, für einen und gegen alle, bekommt man einen freundlich abwehrenden Antwortbrief von einer Sekretärin aus Berlin. Nein, Frau Dr. Kohl-Richter habe sich grundsätzlich entschieden, zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht selbst in der Presse auftreten zu wollen. Der Absender steht hinten auf dem Kuvert ihres Schreibens. Er lautet: »Dr. Helmut Kohl. Bundeskanzler a. D.«

Süddeutsche Zeitung
Nr. 167 vom 21./22. Juli 2012

Geboren am 1. Mai 1964 in Bremerhaven.

Nach ihrem Studium der Germanistik und Philosophie in Heidelberg, das sie 1985 abschloss, ließ sich Andrea Jeska in Kiel zur Wirtschaftsdolmetscherin ausbilden. Dann ging sie für fünf Jahre nach Japan, wo sie in Tokio am Sony Language Institut Japanisch unterrichtete und freiberuflich auf Messen als Dolmetscherin arbeitete. Zurück in Deutschland absolvierte sie ihr Volontariat bei der *Heiligenhafener Post* und wurde danach Redakteurin beim *Ostholsteiner Anzeiger* und den *Lübecker Nachrichten* in Eutin.

Seit 2000 ist Andrea Jeska als freie Journalistin unter anderem für *Die Zeit, Frankfurter Rundschau, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Die Welt, Das Parlament, Chrismon, Brigitte* und Spiegel online tätig. Ihr Schwerpunkt sind Reportagen und Auslandsberichte. Sie hat mehrere Bücher veröffentlicht, unter anderem „Wir sind kein Mädchenverein – Frauen in der Bundeswehr“ (Random House, März 2010) und „Simbabwe: Zwischen Aufbruch und Agonie“ (Brandes und Apsel, August 2013).

Andrea Jeska lebt in Rondeshagen und hat zwei erwachsene Töchter.

Andrea Jeska erhält den Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis 2013 in der Kategorie »Reportage/Essay/Analyse« für den Beitrag »Der Mann, der die Wüste aufhielt«, erschienen in *Die Zeit* am 29. November 2012.

Einen Wald zu haben – das ist der bestmögliche Zustand für die Zukunft. Diesen Satz hat ein deutscher Umweltschützer gesagt, doch er klingt, als wäre er für die Sahelzone gemacht. Für Jacouba Sawadogo, den Bauern, der die Wüste mit dem Wald bekämpft. Andrea Jeska ist nach Burkina Faso gereist, um Jacouba Sawadogo und seinen Wald zu sehen. Dieses Stück grünen Himmel, das der alte Mann der Hölle aus Kargheit, Hitze und verdorrter Erde abgetrotzt hat. Seit Jahrzehnten gräbt er, sät er und macht den Boden um sein Heimatdorf fruchtbar. Und schafft damit, woran Generationen von Entwicklungshelfern in einem der ärmsten Länder der Welt gescheitert sind.
Als wäre der bedächtige Rhythmus von Jacouba Sawadogo auf die Autorin übergegangen, beschreibt Andrea Jeska die landwirtschaftliche Heldentat dieses Waldbauern. Und zeigt im Mikrokosmos, welche Konzepte gegen den Hunger in Afrika sinnvoll sein könnten. Das Kleine im Großen erzählt die Reporterin genau und unaufgeregt, gleichzeitig sehr poetisch. Es ist eine Freude, Andrea Jeskas großartige journalistische Leistung mit dem Theodor-Wolff-Preis in der Kategorie Reportage auszuzeichnen.

Der Mann, der die Wüste aufhielt

Von Andrea Jeska

Jahrelang bekämpften Entwicklungshelfer den Hunger in der Sahelzone. Vergeblich. Dann kam ein Bauer, pflanzte einen Wald und machte den Boden fruchtbar.

Es sind die Wochen vor dem Regen, als der alte Mann die Samen des Affenbrotbaumes in die Erde legt. Noch einmal sät er. Ernten wird er nicht mehr. Zehn Jahre dauert es, bis die Bäume die ersten Blüten tragen. Der alte Mann wird dann schon tot sein. 40 Jahre vergehen, bis die Bäume so stark sind, dass sie den Stürmen und hungrigen Tieren standhalten. Auch die Söhne des alten Mannes werden dann nicht mehr leben.

Seine Enkel und Urenkel aber werden einmal die Früchte der Bäume essen, die er im Jahr 2012 gepflanzt hat. Sie werden die Samenkörner kauen und aus den Blättern einen dicken Brei kochen, der gegen Ruhr und Koliken hilft. In feuchten Jahren werden sie die Bäume wachsen lassen. In trockenen Jahren werden sie die Bäume wässern. Und vielleicht werden sie sagen: Das sind die Bäume von Yacouba Sawadogo.

70 Jahre ist er alt, ein großer, ergrauter Mann, der langsam müde wird und ahnt, dass sein Leben zu Ende geht.

Für die neuen Bäume hat sich Yacouba ein Stück Land gesucht, das seit Generationen niemand bestellt hat. Land, das niemandem gehört. Höchstens Gott. Und dem Wind und der vorwärtskriechenden Dürre, die die Hirse vertrocknen lässt, bevor die Halme auch nur so hoch gewachsen sind wie ein Kind.

Die gebackene rote Erde ist rissig wie ein altes Stück Papier. Kein Baum stand je auf diesem Land im Norden von Burkina Faso, inmitten der westafrikanischen Sahelzone. Das Wort Sahel kommt aus dem Arabischen. As sahil bedeutet Ufer. Es ist das Ufer der Wüste.

Lange vor der Regenzeit hat Yacouba mit der Arbeit begonnen. Die Löcher für die Samenkörner haben einen Durchmesser von 60 Zentimetern und sind 30 Zentimeter tief – doppelt so groß wie jene, die man für die Samen von Tamarinden-, Niem- und Nérébäumen braucht. Man kann diese Löcher nicht graben, man muss sie hacken. Die ersten Schläge der Spitzhacke lassen die krustige Oberfläche platzen, kleine Steine fliegen davon. Erst nach vielen weiteren Schlägen wird der Boden weicher.

Jahrelang hat Yacouba alleine gehackt. Fern den Feldern der anderen Männer, fern den Häusern des Dorfes. Sein Schatten war der einzige Schatten, das

Geräusch seiner Hacke das einzige Geräusch. Nur Ziegen liefen um ihn herum. Monat für Monat, Jahr für Jahr ging er einsam seiner Arbeit nach, eine dunkle, hohe Silhouette unter einer zu heißen Sonne. »Ein Verrückter«, so sprachen die Männer im Dorf.

Im Norden von Burkina Faso, in der Provinz Yatenga, pflanzte Yacouba alleine einen Wald. Er machte unfruchtbare Erde fruchtbar, er ließ Hirse sprießen, wo Ödnis war, er schuf kühlenden Schatten, wo die Sonne brannte.

So rang der Ackerbauer Yacouba Sawadogo dem harten Nichts einen Garten Eden ab.

Man weiß nie, wann eine Erzählung wirklich beginnt. Der Anfang dieser Erzählung liegt vielleicht in uralter Zeit, als die Menschen begannen, Samenkörner in die Erde zu legen, und die Natur ihnen nicht entgegenkam. Als die Ernte vertrocknete oder nicht ausreichte und der Dürre der Hunger folgte. Vielleicht beginnt diese Erzählung aber auch erst in den frühen fünfziger Jahren, als Yacouba Sawadogo, Kind armer Bauern, auf eine Koranschule in Mali geschickt wurde, aber nicht lesen und schreiben lernte, trotz aller Mühe. Heute, 60 Jahre später, sagt der alte Mann Yacouba über den kleinen Jungen Yacouba, er sei wohl nicht klug genug gewesen. Zudem war er der kleinste und schwächste aller Schüler. Nur eines wusste der Junge besser als die anderen: wo die Bäume am grünsten waren und am höchsten wuchsen und wie sich aus ihrer Rinde und ihren Blättern Medizin machen lässt.

Spätestens aber beginnt die Erzählung in jenem Augenblick, der zur Legende wurde. Nach zehn Jahren vergeblichen Bemühens um den Jungen Yacouba schickte die Schule ihn nach Hause. An seinem letzten Tag wurde er zum Scheich gerufen, dem Leiter der Koranschule. Der Junge erwartete Vorwürfe, doch der Scheich prophezeite ihm Großartiges. »Du wirst ein Weiser sein«, sagte er zu Yacouba. Eines Tages, fuhr der Scheich fort, wenn Yacouba alt sei, würden viele Menschen seinem Weg folgen, und selbst kluge Männer aus fernen Ländern würden ihn um Rat bitten.

Der alte Mann hat kein Telefon, und die Post erreicht ihn selten. Wer Yacouba Sawadogo besuchen will, muss nach ihm fragen in Ouahigouya, einer kleinen Stadt, 182 Kilometer von Burkina Fasos Hauptstadt Ouagadougou entfernt. Muss nach ihm fragen auf dem Markt und wird weitergeschickt in das Dorf Gourga, wo Kinder auf einen Weg deuten, an dessen Ende der alte Mann in seinem Wald sitzt. Einfach auf der Erde sitzt und die Vögel mit Hirsekörnern füttert.

Was der Scheich ihm einst verkündete, sagt Yacouba, habe er nie bezweifelt, auch wenn er sich lange gefragt habe, wie ausgerechnet er dazu komme, anderen den Weg zu weisen – und wohin der wohl führen werde.

Als er seine ersten Samen gesät hatte, erinnerte sich Yacouba an den Aufruf des Korans, ein Mann solle Bäume pflanzen und von der Schöpfung nicht nur nehmen, sondern ihr auch etwas geben. Der Wald ist Yacoubas Gabe an die Schöpfung.

Yacoubas Wald, wie die Leute das Stück Land nennen, ist ein Ganzkörpererlebnis aus Kühle und Schatten, aus Vogelgesang und Bienengesumm. Mit Stämmen und Hirsestroh hat Yacouba einen Unterstand gebaut. Hasen laufen an Bäumen vorbei, Echsen funkeln. Der Wald ist ein Ort, der lebt, wo einst nur Hitze war.

Weil Yacouba dieses Wunder vollbrachte, kommen die Menschen heute zu ihm. Yacouba hält Lehrstunden für andere Bauern ab, empfängt Kranke, die Medizin brauchen, und Agrarexperten aus Europa und Amerika. Sie alle kommen, um zu lernen. Über die Besuche führt Yacouba ein Gästebuch, ein viele Seiten dickes internationales Manifest des Staunens und der Anerkennung.

Alles an Yacouba ist ruhig, seine Bewegungen, seine Stimme, seine Hände. Alles an ihm ist gerade, die äußere und die innere Haltung. Man braucht Ausdauer, um seine Entschlossenheit zu spüren, man braucht Zeit für seine Geschichten, die nie geradeaus führen, sondern wandern und stolpern, schneller werden und stehen bleiben. Man braucht Hingabe, wenn man ihm über die Felder und durch den Wald folgt.

Im Jahr 1952 schrieb der französische Schriftsteller Jean Giono folgenden Satz: »Dieser Mensch verbreitete Frieden um sich [...], er erweckte den Eindruck, dass ihn nichts zu stören vermöge.« So beschrieb Giono den Schäfer Elzéard Bouffier, einen Mann, der in einer abgelegenen Gegend der Provence alleine einen Eichenwald pflanzte. Heute würde er mit diesen Worten vielleicht Yacouba Sawadogo beschreiben.

Der gescheiterte Koranschüler kehrte 1960 in seine Heimat zurück und begann damit, Haushaltswaren zu verkaufen auf dem Markt des Städtchens Ouahigouya. In den Jahren zuvor hatte es böse Missernten in Burkina Faso gegeben, es waren Jahre der Trockenheit, Jahre des Hungers. Womöglich wäre Yacouba sein Leben lang ein Händler geblieben, wäre Anfang der achtziger Jahre nicht eine neue Dürre über die Sahelzone auf die Provinz Yatenga zugekrochen.

50 Millionen Menschen hungerten, man kann nur schätzen, wie viele starben, vermutlich eine Million. Kein Halm wuchs, kein Tropfen befeuchtete den Boden. In Scharen flohen die Menschen aus ihren Dörfern, nach Ouahigouya und in andere Städte. Sie hofften, dem Hunger zu entkommen, doch in den überfüllten Städten fanden sie nur neue Not. Sie bekamen keine Hütten, sie bekamen nichts zu essen. »All das Sterben«, sagt Yacouba und hebt die Hände plötzlich gegen die Vögel, als sei ihre Lebendigkeit seiner Erinnerung im Weg. »All die Verzweiflung.«

Diese Zeit, sagt Yacouba, war die Zeit seiner Verwandlung: Erschrecken vor dem Elend, Ekel vor dem Geld, das er als Händler verdiente in dieser Zeit des Sterbens. Dann ein inneres Wachsen. Klarheit. Gottvertrauen. Kraft. Er verkauft alles und kehrt zurück in sein Dorf, dem Flüchtlingsstrom entgegen. Dort nimmt er seine Hacke und geht dahin, wo nichts ist. Nur leere Wüste. Geht mit dem Willen, die Wüste fruchtbar zu machen. Sie ist nicht sein Feind. Sie ist jetzt seine Zukunft.

Burkina Faso ist eines der ärmsten Länder der Welt. Es ist mehrheitlich bewohnt von den nomadischen Fulbe und den sesshaften Mossi, die von Ackerbau und Viehzucht leben und fünf Könige haben, einer ist der König der Provinz Yatenga.

Burkina Faso hat nur im Süden fruchtbaren Boden. Um die Hauptstadt herum ist das Land noch grün, wachsen Bäume und kleine Wälder. Doch je weiter man nach Norden kommt, desto karger wird die Erde, desto heißer die Luft. Nur vereinzelte Bäume unterbrechen die Linie des Horizonts. Hier liegt Yacoubas Heimat. Männer führen von Eseln gezogene Pflüge, Frauen schlagen mit kleinen Hacken auf den Boden ein. Die uralte Methode, solch spröde Äcker zu bestellen, nennt man in der Sahelzone Zaï.

Zaï ist die Kurzform des Wortes zaïégré, das übersetzt bedeutet: früh aufstehen und den Boden bearbeiten. Zaï wird überall dort praktiziert, wo der Boden so trocken ist, dass jeder Regen in den krustigen Spalten und Kerben versickert. Zaï bedeutet: Löcher graben, wo graben eine mörderische Arbeit ist, meist 20 Zentimeter breit, 20 Zentimeter tief. 60 Tage lang muss ein Mann fünf Stunden täglich die Erde aufhacken, will er einen Hektar dieses wasserarmen Landes zur Saat vorbereiten. Einzeln werden die Samen dann in die Löcher gesetzt und mit Erde bedeckt. Jahrhundertelang wurde so gesät. Jahrhundertelang kam immer wieder die Dürre, und die Samen vertrockneten in der Erde.

Jede Generation in der Sahelzone hatte ihre Hungerzeit. In den sechziger Jahren kamen Franzosen, Deutsche, Amerikaner in die Länder am Südrand der Sahara und initiierten Projekte, die mit »Wieder-« begannen: Wiederbegrünung, Wiederaufforstung, Wiederfruchtbarmachung des ausgelaugten Bodens. »Intensivierung« wurde eine Art Modevokabel westlicher Entwicklungshilfe. Der Hunger war nicht länger nur eine afrikanische Plage, er wurde jetzt als globale Herausforderung verstanden, die sich mit den Methoden der modernen Landwirtschaft bewältigen lässt, mit Geld und Technik. Entwicklungshelfer brachten vollautomatische Pflüge in die Sahelzone, sie ersannen Bewässerungssysteme, bohrten Brunnen, belehrten die Bauern und priesen den künstlichen Dünger und den Anbau schnell wachsender Pflanzen wie Baumwolle. Sie dachten, so lasse sich die Dürre überlisten und der Hunger besiegen. Doch die Pestizide, die Maschinen, die Baumwollsträucher laugten den Boden vollends aus, und schließlich warnten Experten vor einem Kollaps der Nahrungsversorgung. In der Sahelzone waren bereits 80 Prozent des Landes kultiviert, es gab keine Brache mehr. Der Boden konnte sich nicht erholen.

Die tödliche Dürre Anfang der achtziger Jahre markierte das Ende der westlichen Weisheit. Das Fernsehen zeigte Bilder von Flüchtlingen, Hungernden, toten Menschen, toten Tieren. Die Bilder bewiesen vor allem eines: Zwischen den Absichten der Industrieländer und der Wirklichkeit der Entwicklungsländer gab es eine unüberwindbare Kluft.

Yacouba Sawadogo kann weder lesen noch schreiben. Die Einträge in seinem Gästebuch lesen ihm seine Söhne vor. Yacouba ist ein Analphabet, aber Analphabetismus ist ein Begriff aus Europa. Das Alphabet Afrikas ist anders beschaffen, ist weitergetragenes Wissen der Generationen. Kein Handbuch über Landwirtschaft wurde hier je geschrieben. Man ackerte und holte die Ernte ein, wie es schon die Väter taten.

Zaï war langen Dürrezeiten nicht gewachsen. Das zu erkennen war vielleicht Yacoubas größte Leistung. Er wagte etwas Neues. Er vergrößerte die Zaï-Löcher und erfand eine neue Art von Dünger, indem er die Samen mit einer Mischung aus Blättern, Viehdung und Asche ummantelte. Er schützte sie, indem er eine dicke Schicht weicher Erde daraufpackte. Er gab ihnen Feuchtigkeit, indem er vor der Regenzeit mit der Saat begann und Reihen von Steinen auf den Boden legte, um den Fluss des Regenwassers aufzuhalten. So bewahrte er die Samen vor der Hitze und gab ihnen Kraft zum Wachsen.

Schon die erste Ernte war groß, sie füllte Yacoubas Hirsespeicher, und die Nachricht drang bis Ouahigouya. Jetzt kamen die Hungernden zu ihm, und er gab, solange er zu geben hatte.

30 Jahre ist es her, dass Yacouba Sawadogo zum ersten Mal die Hacke schwang. In diesen 30 Jahren sind die Menschen nach Gourga zurückgekehrt, beseelt von einer Hoffnung, die keine der großen Hilfsorganisationen brachte, sondern einer der Ihren. Ein einziger Mann. In diesen Jahren hat sich der Grundwasserspiegel von Gourga gehoben, weil die Bäume die Feuchtigkeit speichern, und Hunderte Hektar Wüste haben sich in Ackerland verwandelt. In diesen Jahren musste Yacoubas Familie – drei Frauen und inzwischen 60 Kinder und Enkelkinder – nie hungern. In diesen Jahren experimentierte Yacouba, veränderte die Düngerzusammensetzung, sodass Termiten angezogen wurden, die den Boden aufwühlten. Regenwasser dringt nun leichter ein. Yacouba lernte, welcher Baum unter welchen Bedingungen am besten wächst, er stellte aus Rinde und Blättern, aus Früchten und Blüten Medizin her.

Der beste Beweis für Yacoubas Können aber ist sein Wald, 30 Hektar ehemals totes Land, 42 Fußballfelder, auf denen 60 verschiedene Bäume und Sträucher wachsen, die größte Artenvielfalt in diesem Teil der Sahelzone. Niembäume, deren fiedrige Blätter viel Schatten geben, hat Yacouba gepflanzt wegen der heilenden und pflegenden Eigenschaften ihrer Rinde, wegen ihrer nahrhaften Früchte, die im Sommer wachsen, kurz vor der Regenzeit, dann, wenn die Ernte des Vorjahres meist verbraucht und die des laufenden Jahres noch nicht eingebracht ist. Dornakazien hat Yacouba gepflanzt, weil die Ziegen gern daran knabbern, Tamarindenbäume, weil sie Früchte und hartes Holz geben. Nérébäume, weil deren Trauben wertvolle Mineralien enthalten. Karitébäume, weil man daraus Sheabutter machen kann, die gegen trockene Haut hilft, und Medizin, die Gelenkschmerzen lindert.

Sosehr Yacouba für die einen zum Heilsbringer wurde, so sehr wurden ihm andere zum Feind. Yacouba bringe Unglück, hieß es, weil er die Traditionen missachte: Zaï dürfe man nicht vor der Regenzeit praktizieren. Als aber die Sprösslinge zu jungen Bäume heranwuchsen, als Yacoubas Felder voller Hirse standen, sagten die Leute im Dorf, er sei mit den bösen Mächten im Bunde. Sie legten Feuer an seine Felder, an seinen kleinen Wald. Die ersten vier gepflanzten Hektar fielen den Flammen zum Opfer.

Die Täter zu identifizieren war nicht schwer. Yacouba hätte sie anzeigen, sie zur Rede stellen können. Er tat nichts dergleichen. »Es bringt einem Mann nichts, wenn er behauptet, er habe recht. Es ist besser, die Dinge unter Beweis zu stellen. Bis die anderen sagen: Der hat recht.« Er klagte nicht, er richtete nicht. Er begann von vorn.

Mitte der achtziger Jahre hörten die Menschen auf, in Yacouba einen Verrückten zu sehen. Sie fingen an, mit Respekt von ihm zu sprechen. Damals reiste der holländische Geologe Chris Reij durch den Norden von Burkina Faso. Reij war unterwegs im Auftrag des Zentrums für Internationale Kooperation an der Universität von Amsterdam. Dort suchten Wissenschaftler nach Möglichkeiten, den Boden fruchtbar zu machen und der Wüste Ertrag abzuringen. Reij hörte von diesem Mann, der ödes Land begrünt, und war elektrisiert. Heute sagt er: »Es war eine Zeit des Scheiterns. Ich hatte so viele schlechte, sinnlose Projekte gesehen, dass ich schon glaubte, wir würden das Problem des Hungers nie in den Griff bekommen. Dann traf ich Yacouba, und es war wie ein Lichtstrahl. Dieser Mann ist ein Visionär.«

Seit jener Zeit kehrt Chris Reij regelmäßig nach Gourga zurück, auch dieses Jahr ist er wieder dort, ein Mann Anfang 60 mit der Begeisterungsfähigkeit eines Kindes. Längst sind er und Yacouba Freunde, Bewunderer des jeweils anderen. Bis heute ist Reij von Yacoubas steten Neuerungen begeistert, beugt sich über jedes Zaï-Loch und rennt von Feld zu Feld. »Vor 20 Jahren stand hier nur ein Baum!«, ruft er und sprudelt Zahlen heraus: 1,4 Milliarden hungernde Menschen weltweit, die Hälfte Kleinbauern. Und jetzt, durch die neuen Anbaumethoden, würden zumindest in der Sahelzone zehn Prozent mehr Menschen satt. Mit Zaï, wie Yacouba es praktiziere, könne man die Produktion von null Kilogramm pro Quadratmeter schon bei der ersten Ernte auf acht Kilo steigern.

Von der Amsterdamer Universität ist Reij inzwischen zum World Resources Institute in Washington gewechselt, aber Yacouba ist sein Held geblieben. In den neunziger Jahren holte Reij Bauern aus dem Niger und aus Mali nach Gourga, damit ihnen Yacouba sein Wissen vermittle. »Im Niger ist Yacoubas Zaï inzwischen noch viel erfolgreicher als hier. Tausende Farmer praktizieren es dort mit großem Erfolg. Überall ist der Grundwasserspiegel gestiegen, überall gibt es Familien, die keinen Hunger mehr kennen. Yacoubas Einfluss ist größer als der aller nationalen und internationalen Experten zusammen.«

Wer Reij fragt, warum Yacouba das gelang, woran teuer bezahlte Spezialisten scheiterten, hört vorsichtige Sätze über das Überlegenheitsgefühl der Weißen, das die Entwicklungshilfe bis spät in die neunziger Jahre bestimmt habe. Konzepte seien erfunden worden, die den Bedingungen, der Kultur und den Traditionen nicht angepasst gewesen und nach kurzer Zeit fehlgeschlagen seien. »Damals hatten wir alle keine Ahnung, erst jetzt sind wir so weit, dass wir auf die Eigeninitiative der Bauern setzen und die Landwirtschaft mit einfachen Mitteln beleben wollen«, sagt Reji. »Die Lösung sind nicht Großprojekte, sondern es ist eigener Wille. Wenn Millionen von Farmern Zaï praktizieren, wenn sie Millionen von Bäumen pflanzen und im Schatten dieser Bäume Milliarden von Hirsesamen säen, dann ist der Hunger in der Sahelzone eines Tages vorbei.«

2007 traf der Kameramann Mark Dodd, der damals für die BBC arbeitete, durch Zufall auf Yacouba. Die Begegnung hat Dodds Leben verändert, und nicht nur seines. »Ich sah Yacouba, wie er allein vor dem Horizont stand, auf einer endlosen ausgetrockneten Fläche, und Loch um Loch hackte. Unermüdlich, unablässig. Es war, als sei ich einem Titanen begegnet«, sagt Dodd.

Er kündigte bei der BBC und gründete seine eigene Produktionsgesellschaft, 1080 Films, um eine Dokumentation über Yacouba zu drehen. Bei seinen Recherchen stieß er auf Reij, der ihm half, den Film zu finanzieren. Mit Laiendarstellern aus Yacoubas Familie stellte Dodd Yacoubas Kindheit in Mali, die erfolglosen Jahre in der Koranschule, die Hungersnot und die Flucht aus den Dörfern und die arbeitsreichen ersten Jahre nach. Und er gab Yacouba einen Namen. Der Schriftsteller Giono nannte seine Erzählung einst Der Mann, der Bäume pflanzte, Dodd nannte seinen Film Der Mann, der die Wüste aufhielt. Auf Dutzenden von Filmfestivals wurde er gezeigt, auch im Freilichtkino von Ouahigouya. »Das war die schönste Vorführung«, sagt Dodd. »Das Kino war voll. Die Leute haben gelacht und gejubelt.«

Yacouba bestellt sein Land nicht mehr allein. Nach 30 Jahren, in denen erst nur er, dann auch seine Söhne die harte Arbeit verrichteten, ist er bekannt geworden. Er hat jetzt – durch den Verkauf des überschüssigen Getreides und durch Spenden – genügend Geld, um sich fremde Hilfe zu holen. Und er hat Schüler. Jede Woche kommen Bauern aus einem anderen Dorf zu ihm. Gemeinsam schlagen sie auf die Erde ein, als wollten sie ihr die Unfruchtbarkeit austreiben. Viele von Yacoubas Schülern sind Frauen, die von ihren Männern

verlassen wurden oder verwitwet sind. Sie führen ein Leben, das in der Sahelzone oft mit dem Hungertod endet. Land zu beackern, das ihnen keiner streitig macht, ist für die Frauen die einzige Möglichkeit, sich zu ernähren. »Wenn ihr bereit seid, hart zu arbeiten, dann werdet ihr mit Zaï genügend zu essen haben. Zaï wird euch und euren Kindern Essen und Frieden bringen«, sagt Yacouba zu den Frauen, und sie nicken und schwingen die Hacken hoch in den Himmel.

Auch der Stammeschef von Wagdidi in der Nachbarprovinz Loroum, Chief Naba-Ligidi S. Kagoné, hackt. Er und Yacouba kennen sich seit ihrer Kindheit. In den achtziger Jahren, als Yacouba aufs Land zurückkehrte, floh der Chief wie so viele andere in die Stadt. Er wurde Lehrer, rührte keine Hacke mehr an, zog keinen Pflug mehr. Nun ist er seit acht Jahren altersbedingt Stammesoberhaupt außer Dienst. Er hat oft und lange unter Yacoubas Strohdach gesessen und den Vögeln zugesehen. Er hat Reij begleitet und mit Dodd gefilmt. Irgendwann war der Wunsch, auch so einen Wald zu schaffen, so groß, dass der Chief vier Hektar Land kaufte. Nun hat er Schwielen an den Händen.

Gionos Geschichte über den Eichenwaldpflanzer wurde 1954 in der Zeitschrift Vogue veröffentlicht. Gionos Ich-Erzähler berichtet, wie er den Schäfer Bouffier auf einer Wanderung traf, bei ihm übernachtete, und als Bouffier am anderen Tag einen Eisenstecken nimmt und losmarschiert, folgt er ihm und sieht, wie dieser mit seinem Stecken Löcher in die Erde bohrt und Samen hineinlegt. »Ich muss sehr hartnäckig gewesen sein bei meinem Ausfragen, dass er darauf antwortete. Seit drei Jahren pflanzte er Bäume in dieser Einsamkeit. Er hatte bereits 100000 gepflanzt.«

Yacouba hat an der Geschichte von Giono großes Vergnügen. Unter seinem Hirsestroh-Baldachin sitzt er an einen Baum gelehnt und hört still zu, nur bei der Charakterbeschreibung des Schäfers brummt er ein zustimmendes »Hmmm, hmmm«. Bei dem Satz: »Ich habe ihn nie gebeugt und verzweifelt gesehen. Und dennoch, wer weiß, ob nicht Gott selber ihn dazu gedrängt hat«, nickt Yacouba bestätigend. »Natürlich Gott. Kein Mensch kann so viel Kraft aus sich selber heraus finden.«

Ob die Ähnlichkeiten zwischen Bouffier und ihm nicht erstaunlich seien? Aber nein, sagt Yacouba mit tiefem Ernst. Er habe schon auf so eine Geschichte gewartet, auf die Erzählung eines Freundes im Geiste irgendwo auf der Welt, der so sei wie er. »Wir haben ein Sprichwort: Von jedem von uns gibt es einen Zweiten.«

Im vergangenen Sommer breitete sich in der Sahelzone eine neue Dürre aus, neuer Hunger. Auch im Norden von Burkina Faso mit der Provinz Yatenga war die Lage kritisch. Verschärft wurde die Situation durch die Flüchtlinge, die im Frühjahr nach den Unruhen in Mali über die Grenze gekommen waren, 62000 sollen es gewesen sein.

Die Krise kam nicht überraschend. Schon vor fünf Jahren begannen Lebensmittel wie Reis oder Mehl knapp zu werden, die Preise stiegen, mancherorts auf das Achtfache. Der Wissenschaftler Reij und sein Institut sehen die Ursachen des Hungers in der Erderwärmung, in den unregelmäßigen Regenfällen, in der abnehmenden Fruchtbarkeit der Böden durch Überdüngung und im nach wie vor starken Bevölkerungswachstum.

Es ist eine erschütternde Diagnose, doch in Yacoubas Speicher lagert genug Getreide, dass seine 60-köpfige Familie zwei erntelose Jahre überstehen könnte. In diesem Frühjahr haben er und seine Söhne zwei weitere neue Felder bestellt, Hunderte von Löchern gegraben und in jedes fünf Hirsesamen gelegt. Mit den ersten Regenfällen im April sprossen sie, und die vier überzähligen Setzlinge hat Yacouba in weitere Löcher gelegt. Als im Juni die Regenzeit einsetzte, trieben die Halme in die Höhe. Die Hirse gedieh.

Seit Jahren kann Yacouba seinen Überschuss verkaufen, und ebenso lange verteilt er seine Saat großmütig an arme Bauern. Für ihn ist es eine Frage der Menschlichkeit. »Zu sagen, ich habe keinen Hunger, während andere hungern, ist keine gute Sache. Wer einen satten Bauch hat, während den anderen der Magen knurrt, ist ein schlechter Mensch«, sagt er.

Auf dem G-8-Gipfel im vergangenen Mai im amerikanischen Camp David beschlossen die Regierungschefs der wichtigsten Industrienationen der Welt eine »Neue Allianz« zur Ernährungssicherung in Afrika. Eines der Länder, die davon profitieren sollen, ist Burkina Faso. Die Neue Allianz ist eine Fortsetzung der auf dem G-8-Gipfel von 2009 im italienischen L'Aquila festgelegten Maßnahmen. Lange waren Kleinbauern nicht im Blick der Entwicklungshilfe, sie galten allenfalls als Empfänger von Almosen, nicht als Wegbereiter landwirtschaftlichen Fortschritts. Erst die L'Aquila-Initiative sah die Kleinbauern als wichtige Partner im Kampf gegen Armut und Hunger. Jetzt sollen sie Unterstützung erhalten, um ihre traditionellen und seit Jahrhunderten erprobten Anbaumethoden zu praktizieren, sie sollen genügend eigene Ernte einbringen, statt Lebensmittelhilfen zu erhalten.

Für die auf einmal international so populäre, in Wahrheit aber sehr alte Art der Landwirtschaft gibt es einen neuen Begriff: climate-smart agriculture – Landwirtschaft, die sich den veränderten klimatischen Bedingungen anpasst. In seinem Rural Poverty Report 2011 lobt der International Fund for Agricultural Development (IFAD) – eine Sonderorganisation der Vereinten Nationen – den Ansatz, Getreide und Bäume zusammen anzubauen. Bäume speichern Nährstoffe und verbessern so die Bodenqualität. Als Erfolgsbeispiel nennt der Report den Niger – dort liegen jene Gebiete, aus denen Chris Reij einst Landwirte zu Yacouba brachte, damit sie von ihm lernen.

Seit den achtziger Jahren wurden im Niger 200 Millionen neue Bäume gepflanzt. Auf diese Weise ist es Reij zufolge gelungen, die Menge des jährlich geernteten Getreides um 500000 Tonnen zu erhöhen. Davon ernähre man 2,5 Millionen Menschen. Yacouba, der seinem Freund zuhört, lächelt.

Im Büro der Deutschen Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) in der burkinischen Hauptstadt Ouagadougou bestätigt Büroleiter Florent Dirk Thies, wie wichtig Kleinbauern seien. 80 Prozent der Bevölkerung von Burkina Faso lebten von Landwirtschaft, und davon seien wiederum 95 Prozent Kleinbauern.

Die GIZ ist ein Bundesunternehmen, das die Entwicklungshilfemaßnahmen der deutschen Regierung umsetzt. In den vergangenen Jahren, sagt Thies, habe Burkina Faso sich selbst ernähren können, doch fruchtbarer Boden werde knapp. »Die Bevölkerung hat sich verdoppelt, aber die nutzbaren Bodenflächen sind gleich geblieben.« Eigentlich müsse man ein Feld sieben Jahre lang brach liegen lassen, um es ein Jahr lang zu bewirtschaften. »Das können die Leute nicht einhalten. Die Böden verschlechtern sich enorm«, sagt Thies. Er hält es trotzdem für möglich, die Erträge zu verdreifachen. Zu lange habe man auf die falschen Methoden gesetzt. »Wir müssen die lokalen Bauern unterstützen.«

67 Jahre lang hatte Yacouba Sawadogo die Sahelzone nicht verlassen. Dann, eines Tages im Jahr 2009, zog er sein bestes Festtagsgewand an, setzte die traditionell fein bestickte Kopfbedeckung der Mossi-Männer auf und flog in die Schweiz. 2010 war er in den USA, 2011 in Südkorea. Chris Reij hatte dafür gesorgt, dass Yacouba zu internationalen Entwicklungshilfekonferenzen eingeladen wurde. Yacouba traf Ban Ki Moon, den Generalsekretär der Vereinten Nationen, der ihn so nannte wie der Dokumentarfilmer Dodd: »der Mann, der die Wüste aufhielt«.

In Filmaufnahmen von diesen Reisen sieht man Yacouba unbeeindruckt von den internationalen Experten aufrecht auf dem Podium sitzen und in langsamen, ruhigen Sätzen von seiner modernen Form des Zaï erzählen.

Yacouba Sawadogo ist heute ein geachteter Mann in seinem Dorf, in Ouahigouya und bei all jenen, die ihm begegnen. Er ist zufrieden, aber nun läuft seine Zeit ab, und er ist erschöpft. Die Fahrten mit dem Moped von Dorf zu Dorf, die vielen Ratsuchenden, die jeden Tag zu ihm kommen, um zu erfahren, wie sie Ungeziefer verscheuchen, Wasser stauen, Mist anmixen, Bäume von Krankheiten heilen können, werden ihm zu viel.

Sein Wissen hat er an seine Söhne und viele andere weitergegeben. Jetzt träumt er davon, noch ein kleines Haus zu bauen, ein Ausbildungszentrum, wo er die Menschen unterrichten könnte. Und eine Apotheke würde er gerne eröffnen für die Medizin und die Öle, die er herzustellen versteht. Niemand soll dafür bezahlen müssen. Doch für das Zentrum wie für die Apotheke fehlt ihm das Geld.

Gionos Ich-Erzähler, so steht es in der Geschichte, wird 1914 eingezogen und kommt erst zehn Jahre später zurück in die Berge. Für ihn überraschend findet er Bouffier wieder, noch immer Bäume pflanzend. »Wir verbrachten den Tag damit, dass wir schweigend im Wald herumgingen. Er maß [...] elf Kilometer in der Länge und drei Kilometer in der Breite. Wenn man sich vergegenwärtigt, dass dies alles von den Händen und dem Herzen dieses Mannes herrührte, ohne jedes technische Hilfsmittel, dann ging einem auf, dass die Menschen auch in anderen Gebieten so schöpferisch sein könnten wie Gott, nicht nur im Zerstören.«

Gionos Eichenwaldpflanzer wird im Alter geehrt als Bewahrer der Natur, der Schriftsteller lässt ihn noch erleben, wie die Leute sein Werk preisen. Seinen Wald allerdings, so schrieb es der Autor kurz vor seinem Tod im Jahr 1970 in einem Brief, gab es bald nicht mehr. Wo Eichen standen, wurden Kraftwerke und Fabriken gebaut. Nur einzelne Bäume überlebten das Zusammentreffen mit der Moderne.

Vielleicht ist es das Schicksal der Rufer und Mahner, der Steppenwölfe und einsamen Schöpfer, dass ihren Werken keine Ewigkeit vergönnt ist. Auch Yacoubas Wald ist in Gefahr. Das Land, das er beackert, gehört ihm nicht. Er hat es sich genommen, weil niemand es wollte und niemand Anspruch darauf erhob. So ist es in Afrika seit Jahrhunderten. Man darf so lange bleiben, bis der Staat die Hand auf das Land legt.

Vor zehn Jahren kamen Landvermesser aus Ouahigouya und schlugen Grundsteine in Yacoubas Boden. Einen Stein setzten sie mitten in den Schuppen, in dem Yacouba jenes Getreide lagert, das er verschenkt. Der Schuppen müsse abgerissen werden, sagten sie. Einen Stein setzten sie neben die Mauer von Yacoubas Grundstück und zogen von dort eine Linie. Die Linie teilt das Grab seines Vaters. Der Vater müsse umgebettet werden, sagten sie. Einen Stein setzten sie in Yacoubas Wald und sagten, die Hälfte des Waldes müsse abgeholzt werden. Yacouba hat diesen Stein mit dem Fuß umgetreten, und wenn er ihn zeigt, dann sieht er alt und leer aus, wie ein hilfloser Greis. Als Letztes schlugen die Männer ein halbes Dutzend Markierungssteine in die ersten Felder, die Yacouba beackert hat, zwischen die ersten Bäume, die er gepflanzt hat und die damals schon mehrere Meter hoch waren.

Die Jahre vergingen, und nichts geschah. Der Staat mischte sich nicht weiter ein in das Leben von Yacouba Sawadogo. Doch auf einmal, vor wenigen Monaten, tauchten Leute auf, denen irgendein Beamter das Land zur Ansiedlung versprochen hatte. Sie begannen, Yacoubas Bäume zu fällen und Häuser zu bauen, wo Yacoubas Hirse wächst. Yacouba ging zur Provinzregierung. Er erwartete kein Lob, keinen Dank für die vielen Jahre harter Arbeit, keine Bewunderung für seinen Erfolg. Er wollte nur ein bisschen Gerechtigkeit oder wenigstens Gnade. Man sagte ihm, er könne das Land für umgerechnet 50000 Euro kaufen. »Hmmm, hmmm«, brummte Yacouba, drehte sich um und ging.

Er klagte nicht. Er rechnete nicht auf. Er tat das, was er immer getan hat, wenn das Leben sich ihm entgegenstellte: Er fing wieder von vorne an. Wanderte mit seiner Hacke ein Stück weiter: dorthin, wo niemand war und wo niemand sein wollte, hackte neue Löcher. Kleine für die Hirse, große für die Bäume, ganz große für die einhundert Affenbrotbäume. Das war im Jahr 2012, in den Wochen, bevor der Regen fiel.

Yacouba sagt zu seinen Söhnen: »Wenn sie kommen und meinen Wald fällen, setzen wir einen neuen Wald.«

Er wird den Wald nicht mehr wachsen sehen. Er wird die Früchte nicht mehr ernten. Aber er wird wissen, niemand hat ihn besiegt. Die Natur nicht. Und schon gar nicht die Menschen.

Die Zeit
Nr. 49 vom 29. November 2012

GESCHENKT!
Wagner als Gratis-Download S. 72

MAHLZEIT!
Star-Köche verraten ihre Tricks S. 68/69

FEIERABEND!
Wie Sie Ihr Leben ändern S. 46

PETRAEUS' RÜCKTRITT
Obama und der verliebte CIA-Chef S. 2

WELT am SONNTAG

Deutschlands ... seit 1948 | www.welt.de

NR. 46 AUSGABE B * PREIS D € 3,30

DAS GROSSE INTERVIEW

Willkom... im neu... Deutsc...

Bundespräsident Joach... erwachsene Bundesrep... sich mehr Stolz auf die ...

VON CLAUS CHRISTIAN MALZAHN, DANIEL FRIEDRICH STAHL UND ULF POSCHARDT

HERDPRÄMIE

Ein Wort und seine Wirkung

Das Betreuungsgeld wird kommen. Der jahrelange Streit um die „Herdprämie" hat die Regierung gespalten, Wut und Tränen provoziert – und Mütter gedemütigt.

Titelthema Seiten 13 bis 15

Besser reisen mit ThyssenKrupp

Wirtschaft Seiten 29/30

Theodor-Wolff-Preis

Geboren am 13. Mai 1975 in Essen.

Von 1995 bis 2001 studierte Robin Alexander Geschichte und Journalistik in Leipzig und volontierte 1998/99 bei der *taz* in Berlin, wo er nach dem Magisterabschluss als Redakteur angestellt wird.

2004 war er als Stipendiat Gastredakteur bei *The Star* in Johannesburg/Südafrika. Nach einem Jahr Elternzeit wechselte er 2006 als Gründungsredakteur zur deutschen *Vanity Fair*. Ein Jahr später erscheint bei Rowohlt sein Buch »Familie für Einsteiger – ein Überlebenshandbuch«.

Ab 2008 ist Alexander Redakteur bei *Welt* und *Welt am Sonntag*, seit 2010 ist er Berichterstatter der WELT-Gruppe für das Kanzleramt. Mit einer Artikelserie über die Präimplantationsdiagnostik war er 2011 für den Medienpreis des deutschen Bundestags nominiert.

Robin Alexander ist verheiratet, hat zwei Söhne und eine Tochter.

Robin Alexander erhält den Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis 2013 in der Kategorie »Reportage/Essay/Analyse« für den Beitrag »Auf den Herd gekommen«, erschienen in *Welt am Sonntag*, am 11. November 2012.

Robin Alexanders Essay greift einen der meist diskutierten, ideologisch aufgeladensten Begriffe des Jahres 2012 auf und nimmt ihn nach allen Regeln journalistischer Kunst auseinander: Die »Herdprämie« wird als ebenso polemisierend wie polarisierend entlarvt, sie wird in ihren historischen Ursprüngen und ihrer aktuellen Doppelbödigkeit überzeugend vorgeführt. Dass Alexanders Text nicht etwa neutral und unvoreingenommen ist, sondern Analyse mit Argumenten verbindet und Beobachtungen mit einem eigenen Standpunkt, macht ihn noch lesenswerter.

Auf den Herd gekommen

Von Robin Alexander

Das Betreuungsgeld ist eine unsinnige Subvention unter vielen. Aber die »Herdprämie«, als die sie bekämpft wurde, hat nicht nur Mütter gedemütigt, sondern auch den demokratischen Diskurs ruiniert. Die Geschichte eines verhängnisvollen Wortes.

Der Vater der »Herdprämie« ist ein politischer Aktionskünstler, aber es handelt sich dabei nicht um den CSU-Vorsitzenden Horst Seehofer. Sondern um Joseph Beuys. Auf der »documenta5« im Jahr 1972 greift sich der Radikaldemokrat ein Stück Kreide und schmiert auf eine Schiefertafel die Forderung nach einem »Hausfrauengehalt«. Dies soll für alle – selbstverständlich auch für Männer – gezahlt werden, die sich hauptsächlich um ihre Kinder kümmern. Schon die Debatte darüber, postuliert Beuys, sei Kunst, denn sie schaffe eine »soziale Plastik«, da allein der Gedanke eines Hausfrauengehaltes den herrschenden Arbeits-, Rechts- und Freiheitsbegriff der Gesellschaft erschüttere.

An diesem Freitag, genau vierzig Jahre nach der Documenta, ist das Hausfrauengehalt vom Bundestag beschlossen worden. Es ist – wie es mit utopischen Vorschlägen so geht – von der Realität arg geschrumpft worden, auf kleinliche 100 Euro im Monat (später sollen es einmal 150 werden) und hat einen hässlichen bürokratischen Namen bekommen: Betreuungsgeld. Doch die Menschen kennen es unter einem anderen Namen: »Herdprämie«. Sie kommt auf stolze 200.000 Treffer bei Google, wird von großen Zeitungen ebenso verwendet wie von den führenden Nachrichtenportalen im Internet. Wirtschaftsführer, Minister, Fraktionsvorsitzende und die Abgeordneten von FDP, SPD, Grünen und Linkspartei lassen sich damit zitieren. Die von CDU und CSU nutzten die Vokabel hinter vorgehaltener Hand.

Die »Herdprämie« entflammt politische Leidenschaften, die im ideologisch befriedeten Angela-Merkel-Deutschland selten sind. In einem siebenjährigen Krieg um ihre Umsetzung treibt sie prominente Gegnerinnen zu öffentlichen Tränenausbrüchen, erfahrene Politiker zu Wutanfällen hinter den Kulissen, bringt den Bundestag dazu, sich für einen Tag selbst aufzulösen, und führt die schwarzgelbe Regierung an den Rand eines Koalitionsbruchs.

Dabei ist das Betreuungsgeld ja nur eine klassische Subvention mit geringer Lenkungswirkung und hohen Mitnahmeeffekten. Richtig teuer wird sie erst durch diverse, für ihre Durchsetzung notwendige Kuhhandel. Der politische Kampfbegriff »Herdprämie« muss noch etwas anderes bedeuten.

Sofort fällt auf, wie unpräzise dieses Wort ist. Die »Herdprämie« sollen ja Menschen bekommen, die sich um ihre Kinder kümmern, die jünger sind als drei Jahre. Jeder und jede, die das schon einmal getan hat, weiß: Am Herd verbringt man dabei die wenigste Zeit. Selbst für die ersten Gläschen gibt es längst eigene Geräte zum Aufwärmen. Sicher gibt es auch besonders biologisch bewegte Väter oder Mütter, die alles selbst kochen oder einkochen, aber auch deren Existenz kreist mitnichten um den Herd. Ja, junge Eltern können die in den Lifestyle-Eliten unserer Gesellschaft mittlerweile fast obligatorischen verfeinerten Kochkünste schon aus Zeitmangel nur schwer entwickeln. Ginge es also um die Beschreibung der Tätigkeit der Menschen, die Betreuungsgeld erhalten sollen, müsste es gerade nicht »Herdprämie« heißen, sondern vielleicht Schmuseprämie, Vorsingprämie, Rumtrageprämie oder Nachtsaufwachprämie. Oder schlicht: Kleinkindprämie. Den Herd aus der »Herdprämie« finden wir also gar nicht in den Küchen junger Eltern. Und auch sonst nirgendwo im Deutschland des Jahres 2012. Es ist ein anderer Herd. Es ist der Herd vom »Heimchen am Herd«.

Das »Heimchen am Herd« klingt nach den 50er-Jahren, ist aber viel älter, kommt aus Großbritannien und stammt von keinem Geringeren als Charles Dickens. »Heimchen am Herd« ist der Titel einer deutschen Übersetzung einer Novelle des großen Romanciers und Sozialkritikers, die 1845 erschien. Das Wort »Heimchen« war da noch in seiner ursprünglichen Bedeutung gemeint: eine Grille, also ein Insekt, das sich angeblich am warmen Herd wohlfühlt. Wie bei vielen Metaphern ist diese ursprüngliche Bedeutung längst allgemein vergessen, was die damit verbundene Wertung ins Unbewusste rückt, wo sie umso mächtiger wirkt. Der Duden definiert »Heimchen am Herd« so: »eine naive, nicht emanzipierte Frau, die sich mit ihrer Rolle als Ehefrau zufriedengibt«.

1966, also als die Frauenbewegung gerade Anlauf nahm, beschreibt der *Spiegel* unter dem Titel »Heimchen am Herd« geradezu das archetypische Feindbild der emanzipierten Frau: »Sie wechseln die Bettwäsche zweimal wöchentlich, und ihre Kleider schneidern sie selbst. In Abendkursen lernen sie Brotbacken und Teppichknüpfen. Sie wohnen in komfortablen Vorort-Häusern, haben zwei Autos, zwei Fernsehgeräte, offene Kaminplätze und Kinder mit guten Anlagen. Sie sind zum Orgasmus fähig und dankbar für ihren ›Glauben an Gott‹. Sie sind Hausfrauen und Mütter.«

Man muss es so deutlich feststellen: Wer »Herdprämie« sagt, meint »Heimchen am Herd«. Er artikuliert nicht seine Ablehnung einer schlecht konstruierten familienpolitischen Leistung. Er artikuliert seine Ablehnung von Frauen – von Frauen, die sich um ihre Familie kümmern und dafür auf Erwerbsarbeit verzichten.

Das wird manchmal sogar offen eingestanden – etwa von Annegret Kramp-Karrenbauer. Als die CDU-Politikerin überraschend zur Ministerpräsidentin des Saarlandes aufsteigt, sagt sie in ihrem ersten überregionalen Interview unvorsichtigerweise noch, was sie denkt: »Wenn wir heute als Volkspartei auch von Frauen gewählt werden wollen, brauchen wir eine Politik, die die Vereinbarkeit von Familie und Beruf in den Mittelpunkt stellt, und nicht das Heimchen am Herd.« Kramp-Karrenbauer, die selbst drei Kinder hat und mit einem Mann verheiratet ist, der ihr nach eigenen Angaben den Rücken frei hält, ist eine exponierte Gegnerin des Betreuungsgeldes in der Union. Ihre Ablehnung von Frauen, die keiner Erwerbsarbeit nachgehen, begründet sie immerhin politisch: »Wir brauchen einen Mentalitätswandel, damit mehr Frauen in den Arbeitsmarkt gehen. In der Rechtsprechung bei Ehescheidungen, beim Unterhaltsrecht, gibt es eine klare Tendenz für die durchgängige Erwerbstätigkeit von Frauen. Und auch bei der Alterssicherung spielt der Aspekt eine Rolle. Wir dürfen die nicht berufstätigen Frauen nicht in falscher Sicherheit wägen.« Die Politikerin will das »Heimchen am Herd« also vor dem selbst gewählten Lebensweg schützen. So paternalistisch kann Frauenpolitik sein.

Das »Heimchen am Herd« ist mit 150 Jahren ein sehr alter Stereotyp, seine kleine Schwester »Herdprämie« ist deutlich jünger. Vor etwa zehn Jahren schleicht sie sich in den Diskurs – zuerst leise und fast verschämt. In den meinungsbildenden Zeitungen und Zeitschriften wird sie zum ersten Mal im Jahr 2002 erwähnt – in der *taz*, der kleinen, grün-alternativen *tageszeitung*. Der Kanzlerkandidat der Union, Edmund Stoiber (CSU), hat damals im Bundestagswahlkampf ein im Lichte der heutigen Diskussionen geradezu üppig erscheinendes »Familiengeld« vorgeschlagen: 600 Euro pro Kind bis zum dritten Lebensjahr, völlig unabhängig von der Betreuungsart übrigens. Angesichts solcher Großzügigkeit grummelt die *taz* nur leise, die Union »... köderte mit dem gern als ›Herdprämie‹ bezeichneten Familiengeld ganze 1,5 Prozent der Frauen mehr als bei ihrer Verliererwahl 1998.«

Damals steht die »Herdprämie« also auch bei ihren Gegnern noch in Anführungszeichen. Sogar der *Spiegel*, heute vor allem mit seinem Onlinedienst ein Sturmgeschütz gegen die »Herdprämie«, verhält sich in diesen Jahren noch wie ein neutraler Beobachter. Im Hamburger Nachrichtenmagazin taucht das Wort »Herdprämie« zum ersten Mal im November 2005 auf. Da stecken Union und SPD in Berlin gerade in den Koalitionsverhandlungen und der *Spiegel* zitiert ausgerechnet die Politikerin, die bisher bundesweit kaum bekannt ist, bald aber als Familienministerin Furore machen wird: »Das Elterngeld solle aber ›keine Herdprämie‹ werden«, sagt die designierte Familienministerin Ursula von der Leyen (CDU): »Auch Frauen, die gleich nach der Geburt wieder arbeiten, stehe ein Elterngeld zu, zum Beispiel in der Höhe der Kosten für die Babybetreuung.«

Hat etwa die Revolutionärin der Familienpolitik, Ursula von der Leyen, also nicht nur das Elterngeld und den Rechtsanspruch auf einen Kita-Platz ins Gesetzblatt gebracht, sondern auch noch das Wort von der »Herdprämie« in Umlauf gebracht? Das wäre wohl doch zu viel der Ehre. Von der Leyen nennt das Betreuungsgeld zwar »bildungspolitisch« eine »Katastrophe«. Vom Begriff »Herdprämie« distanziert sie sich aber – später. Sicher ist: Die Verwendung des Begriffs »Herdprämie« steigt genau in den Jahren rasant an, in denen es einen Paradigmenwechsel in der deutschen Familienpolitik gibt. Die Union gibt ihre Schutzfunktion der klassischen Familie auf und setzt nun wie die SPD auf den massiven Ausbau staatlicher Kinderbetreuung. Die früher in konservativen Kreisen verpönte »Karrierefrau« wird zum gesellschaftlichen Ideal, wie auch der familiär engagierte Mann. Neue Rollenbilder setzen sich durch, allerdings steigt dabei auch die Unsicherheit über die eigene gesellschaftliche Rolle, was aber meist nicht eingestanden wird. Die Stereotypenforschung kennt solche Situationen: Ist die eigene Identität nicht mehr selbstverständlich, wird versucht, sie durch Abgrenzung zu stabilisieren – in diesem Fall gegenüber Menschen, die angeblich noch in den alten Rollenbildern leben.

Deshalb ist jetzt plötzlich überall von der »Herdprämie« die Rede. Distanzierende Anführungszeichen sind verschwunden, das wertende Wort wird als Tatsachenbeschreibung genommen und schafft es in Nachrichtentexte und in Schlagzeilen wie »Streit um Herdprämie«. Denen, die über die »Herdprämie« schreiben, geht es dabei oft gar nicht um das konkret geplante Betreuungsgeld, sondern um eine prinzipielle Entscheidung: Kinderbetreuung zu Hause oder in

öffentlichen Einrichtungen. Dies wird zu einer Glaubensfrage erhoben, in der sich jeder – und vor allem jede – entscheiden müsse.

Mit der Realität hat das nichts zu tun. Denn 90 Prozent aller Eltern praktizieren ja ganz selbstverständlich eine Mischform. Sie bringen ihr Kind vielleicht nicht mit einem Jahr in eine Krippe, aber meistens mit drei in einen Kindergarten. Dort bleibt das Kind vielleicht nicht den ganzen, aber den halben Tag. Mütter bleiben einige Jahre zu Hause, steigen dann aber wieder ins Berufsleben ein, wobei sie gern halbe Stellen nehmen. Als das Meinungsforschungsinstitut Allensbach vor zwei Jahren berufstätige Mütter von Kindern unter 18 Jahren dazu befragt, was für sie die »ideale Wochenarbeitszeit« wäre, kommt heraus: 20 Prozent der arbeitenden Mütter wollen länger arbeiten, als sie es tun, 41 Prozent wollen kürzer arbeiten, 39 Prozent sind mit ihrer Wochenarbeitszeit zufrieden. Den Glaubenskrieg zwischen Krippe und Herd gibt es nur in der Politik und den Medien.

Ein Weiteres fällt beim publizistischen Anrennen gegen die »Herdprämie« auf: Erschreckend häufig gerät die simple Tatsache aus den Augen, dass sich das Betreuungsgeld an Eltern sehr junger Kinder richtet – und nicht etwa aller Kinder. So veröffentlicht etwa die *Süddeutsche Zeitung* im Jahr 2007 einen Bericht über eine Studie zur Zufriedenheit von Kindern und Jugendlichen, in dem es heißt: »Auch im Blick auf den Streit um Herdprämie und Betreuungsplätze ist aus Kindersicht Entspannung zu vermelden: Kinder von Berufstätigen fühlen sich in der Regel selbst dann nicht vernachlässigt, wenn beide Eltern arbeiten.« Wohlgemerkt: Hier gaben Acht- bis Elfjährige Auskunft. Das Betreuungsgeld gibt es aber nur für Ein- und Zweijährige. Dennoch werden die Berichte über die »Herdprämie« auch in den Qualitätszeitungen regelmäßig mit Fotos aus Kindergärten bebildert, auf denen Vierjährige spielen oder Fünfjährige lernen.

Die im Begriff »Herdprämie« angelegte implizite Polemik gegen Eltern, die ihre Kinder zu Hause erziehen, steigert sich vereinzelt sogar in explizite Beschimpfung. So schreibt etwa auch die *Die Welt* im Jahr 2007 in einem satirisch angehauchten alphabetischen Jahresrückblick: »Herdprämie, die: Geld, das die CSU all jenen Müttern zahlen will, die mit der Erziehung ihrer Kinder zwar hoffnungslos überfordert sind, diese aber künftig trotzdem 24 Stunden am Tag um sich haben werden, damit die ungewaschenen Kleinen in Kindertagesstätten oder Kindergärten ja nichts lernen, was ihre Chance erhöht, der programmierten Hartz-IV-Karriere doch noch zu entkommen.«

Jetzt strömen auch andere diskriminierende Begriffe in den politischen Diskurs: Da der sozialdemokratischen Politik der christdemokratischen Familienministerin in der Großen Koalition wenig entgegenzusetzen ist, verbeißt sich die Opposition geradezu ins Betreuungsgeld. Die stellvertretende FDP-Parteivorsitzende Cornelia Pieper nutzt eine Parteitagsrede, um ein Hasswort mit eigenem Copyright in Umlauf zu bringen. Die spätere Staatssekretärin im Auswärtigen Amt ereifert sich unter Applaus über das »Schnapsgeld« – Eltern als Alkoholiker.

Die Vorsitzende der grünen Fraktion im Landtag von Nordrhein-Westfalen und heutige stellvertretende Ministerpräsidentin, Sylvia Löhrmann, geht noch weiter und klagt in einer Parlamentsrede: »Das Aufdecken familiärer Gewalt wird durch solche Heim- und Herd-Prämien schwieriger« – Eltern als Gewalttäter.

Eine Gefahr für die eigenen Kinder zu sein – dieser drastische Vorwurf wird vor allem Eltern gemacht, die wenig Geld haben oder gar von Hartz IV leben. Aber auch das Gegenteil ist möglich – der klassische Sozialneid gegen die Reichen: Vor allem »Spiegel Online« beginnt zu dieser Zeit eine Berichterstattung, die zuletzt in einen Kommentar mündet, der sich demonstrativ zum Begriff »Herdprämie« bekennt und von der »Zahnarztgattin am Starnberger See« fabuliert, die sich »freut: Sie kann künftig mit dem Bonus vom Staat ihre Fußpflege finanzieren« – Eltern als Schmarotzer.

Wie ein Magnet zieht der Stereotyp »Herdprämie« weitere Stereotype an. Plötzlich kann man ganzen Bevölkerungsteilen negative Verhaltensweisen unterschieben, etwa wenn der Berliner SPD-Politiker Heinz Buschkowsky zum Betreuungsgeld »Klartext« redet: »In der deutschen Unterschicht wird es versoffen und in der migrantischen Unterschicht kommt die Oma aus der Heimat zum Erziehen, wenn überhaupt.« Auch die Szene der radikalen Islamkritiker entdeckt die Debatte für sich. Im Internet kursieren Bildchen, die mit Kopftuch und Schnurrbart als Muslime gekennzeichnete Eltern mit einer riesigen Kinderschar zeigen, mit der Unterschrift: »Ich bin für das Betreuungsgeld.«

Geradezu drollig ist die Rollenverschiebung in der politischen Kommunikation: Während SPD und Grüne – sonst oft peinlich genaue Wächter der politischen Korrektheit – mit der Herdprämie gleich mehrere Minderheiten beschimpfen, sieht sich ausgerechnet die auf ihre Bierzeltkommunikation stolze CSU in der ungewohnten Rolle, Differenzierung anzumahnen. Das gelingt nicht immer, etwa bei Edmund Stoiber: »Vielleicht nimmt der Vater oder die Mutter vom kleinen Ali das Betreuungsgeld und setzt es in Wermut um. Da muss ich ganz ehrlich sagen: Wer so argumentiert, darf kein Kindergeld mehr den Eltern geben, kein Erziehungsgeld, keinen Zuschlag zum Erziehungsgeld – da müssen wir schon sauber bleiben.«

Es hat etwas von einem zivilisatorischen Dammbruch, bei dem alle Regeln des demokratischen Diskurses hinweggefegt werden. Sogar die in Deutschland seit der Nazizeit geächtete Tiermetaphorik blüht plötzlich wieder auf: Die bürgerliche *Frankfurter Allgemeine Zeitung* wettert gegen das Betreuungsgeld als »Aufzuchtprämie«. Die *taz* sagt mit dem Wort »Gluckengehalt«, dass sie Mütter für dumme Hühner hält.

Bei verbalen Angriffen bleibt es jetzt nicht mehr. Befürworter des Betreuungsgeldes und ähnlicher Konzepte werden auch persönlich attackiert. Dabei fällt in dieser Debatte ein weiteres Tabu des zivilisierten Diskurses: die politische Sippenhaft. So muss sich etwa Oskar Lafontaine, damals Parteivorsitzender der Linken, heftiger Kritik erwehren, weil sich seine Ehefrau dafür ausspricht, Mütter von kleinen Kindern großzügig zu unterstützen. Lafontaine teilt die Forderung nicht, wird aber trotzdem immer wieder aufgefordert, sich öffentlich von seiner Frau zu distanzieren. Die Vorsitzende der SPD-Frauen in Hessen, Ulli Nissen, lauert Lafontaine schließlich auf einem Parteitag der Linkspartei auf und schenkt ihm öffentlich eine blonde Barbiepuppe und einen Spielzeugherd. Die Aktion findet viel Beifall. Nissen wird von der Frankfurter SPD für den Bundestag nominiert.

Dies ist weder der erste noch der krasseste Fall bei dem im Kampf gegen die »Herdprämie« politisch Andersdenkende als Person angegriffen und öffentlich gedemütigt werden. Wenig später wird es eine junge Frau treffen, die darauf weniger vorbereitet ist als der mit allen Wassern gewaschene Lafontaine. Doch so weit ist es noch nicht.

Denn die Verrohung des Diskurses bleibt nicht unwidersprochen. Zweimal kommt es zu Interventionen aus der Zivilgesellschaft, die Politik und Medien mahnen, zu einer rücksichtsvolleren Sprache zurückzukehren. Es sind sehr unterschiedliche Leute, die dem Ausdruck »Herdprämie« Einhalt gebieten wollen.

Der Erste ist Karl Kardinal Lehmann. Der liberale Bischof von Mainz ist als hoch angesehener Vorsitzender der Bischofskonferenz quasi der ranghöchste von 24 Millionen deutschen Katholiken. Er nutzt nicht die Kanzel, sondern geht

im Sommer 2007 in die Medien. Lehmann predigt nicht Kulturkampf, sondern Versöhnung. Als sein Amtsbruder Walter Mixa wenige Monate zuvor klagt, die einseitige Propagierung von Kitas reduziere Frauen zu »Gebärmaschinen«, weist Lehmann noch darauf hin, dass zwei Drittel aller Kindergärten in Deutschland von den christlichen Kirchen getragen werden. Auch jetzt lobt der Bischof, dass »die Einsicht gereift« sei, mehr Betreuungsplätze für Kinder unter drei Jahren bereitzustellen, und spricht die Tatsache, dass »Millionen von Eltern« sich selbst um ihre Kinder kümmern, wie eine andere Seite der gleichen Medaille an. Doch Lehmann wird auch deutlich: »Nun ist in der Diskussion ein unglücklicher Begriff aufgetaucht, der dazu geeignet ist, die gefundene Annäherung wieder zu zerschlagen. Man hat dafür nämlich das Wort ›Herdprämie‹ benutzt.« Lehmann nennt das Wort »herabwürdigend«, »verächtlich«, »rücksichtslos« und »intolerant«. Schließlich fordert er die Politik direkt auf: »Auf alle Fälle sollte man das Kampfwort ›Herdprämie‹ vermeiden. Die Pause während des Sommers sollte unbedingt genutzt werden, dieses destruktive Wort zu begraben.«

Es kommt nicht oft vor, dass sich die Kirche so deutlich in die politische Debatte einmischt. Die Begründung lieferte Lehmann gleich mit: »Es gehört zu den Aufgaben der Kirche, solche Unwörter, die friedensstörend sind, zu entlarven.«

Der Bischof gibt einen Ton vor, den ein halbes Jahr später vier Wissenschaftler und zwei sehr prominente Journalisten anschlagen, die überhaupt nicht aus der kirchlichen Ecke kommen: die Jury, die »Herdprämie« zum »Unwort des Jahres 2007« wählt. Die Wahl liegt nahe – und doch kommt sie für viele völlig überraschend. Denn die Jury steht eigentlich im Verdacht, eine linke Sprachkritik zu betreiben. Hinzu kommt, dass ausgerechnet die Entscheidung für die »Herdprämie« als Unwort unter Beteiligung von zwei Ikonen der linksliberalen und linken Publizistik fällt. Hans Leyendecker, der Chef-Rechercheur der *Süddeutschen Zeitung*, und Sonia Mikich, die für den Westdeutschen Rundfunk das kritische Fernsehmagazin »Monitor« moderiert, wurden in diesem Jahr als Personen des öffentlichen Lebens in die Jury kooptiert. »Die beiden sind nicht überstimmt worden. Wir waren uns damals alle einig, dass das Wort ›Herdprämie‹ eine Diskriminierung bedeutet«, erinnert sich der Jury-Vorsitzender Horst-Dieter Schlosser.

Der medial viel beachteten Unwort-Aktion ist über die Jahre eine echte Schiedsrichterfunktion für den politischen Diskurs zugewachsen. So gab es etwa 1993, nachdem »ethnische Säuberungen« Unwort geworden war, in öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten per Aushang veröffentliche Dienstanweisungen, den im Bosnien-Krieg aufgekommenen Begriff nicht mehr zu verwenden. Managern von großen Konzernen wurde nach 2004 von den PR-Abteilungen nahegelegt, zumindest öffentlich nicht mehr von »Humankapital« zu sprechen. Selbst Bundeskanzlerin Angela Merkel änderte ihre Rhetorik, nachdem der von ihr in der Euro-Krise ständig benutzte Begriff »alternativlos« 2010 Unwort geworden war.

Noch kein Begriff hat es überlebt, »Unwort des Jahres« zu werden. Und tatsächlich tritt mit der Jury-Entscheidung im Jahr 2008 auch ein kurzer Moment der Besinnung ein. Intellektuelle, wie der Präsident der Schriftstellervereinigung PEN, Johano Strasser, die bisher geschwiegen haben, geben nun auf Anfrage zu, »Herdprämie« sei ein »ziemlich doofes Wort und wahrscheinlich böse gemeint«, allerdings gebe es Schlimmeres auf der Welt. Behalten will die »Herdprämie« nur das »Sprecherinnengremium der Bundesarbeitsgemeinschaft kommunaler Frauenbüros«, das in einer giftigen Pressemitteilung schreibt, dass »die Wirtschaft angesichts der demografischen Entwicklung nur mit mehr weiblichen Fachkräften wettbewerbsfähig« sei, und auf der »Gewissheit« besteht, »dass die traditionelle Frauenrolle und das Ernährermodell der Vergangenheit angehören«. Linke Sprachkritiker wie Detlef Gürtler wenden ein, es würden mit der Herdprämie gar nicht Mütter, sondern nur die CSU attackiert. Doch sonst bleibt bei der »Herdprämie« nur, wer wie der Autor Wiglaf Droste nicht nur die Jury kritisiert, sondern gleich jede familienpolitische Leistung verwirft: »Wer die Tatsache verschweigt, dass der Staat Bock- und Zuchtprämien zahlt, drischt auf das Wort ein, das diese Tatsache dingfest macht. Herdprämie ist sicher nicht das schönste deutsche Hauptwort, aber immerhin lügt es nicht.« Die »Herdprämie« scheint jetzt dahin verbannt, wo sie hingehört: zu den Radikalen am Rand des Diskurses.

Da hätte es bleiben können, auch wenn es nach vielen Kritikern des Betreuungsgeldes gegangen wäre, die sich mit der Polemik gegen die »Herdprämie« schon lange nicht mehr wohlfühlen. Die SPD-Politikerin Kerstin Griese etwa, damals Vorsitzende des Familienausschusses des Bundestages, bekennt nun öffentlich, sie selbst gebrauche das Wort »Herdprämie« nie, denn es sei »eine irreführende Verniedlichung des Betreuungsgeld-Problems«. Tatsächlich gibt es damals innerhalb der SPD-Fraktion schon lange heftige Auseinandersetzung um diesen Begriff. Vor allem die ehemalige Familienministerin Renate Schmidt warnt immer wieder davor, Eltern auf diese Weise zu diffamieren.

Ihre Position teilen viele Fachpolitikerinnen. Seit Jahren nutzt die Arbeitsgemeinschaft »Familie« in der SPD-Fraktion den Begriff »Herdprämie« deshalb nicht mehr. Die Bedenkenträgerinnen – es handelte sich fast ausschließlich um Frauen – können sich allerdings nicht durchsetzen. Denn die führenden SPD-Männer wollen unbedingt die »Lufthoheit über den Kinderbetten« zurück, die SPD-Generalsekretär Olaf Scholz einmal gefordert hat. Diese »Lufthoheit« hat jetzt Ursula von der Leyen, die mit Kita-Ausbau und Elterngeld umsetzt, was die SPD jahrelang vergeblich gefordert hat. Den Sozialdemokraten bleibt wenig mehr als die Polemik gegen die »Herdprämie«. Zwar hat die SPD das Betreuungsgeld in der Großen Koalition schon einmal mitbeschlossen, aber auf solche Details wird so wenig Rücksicht genommen, wie auf das »Unwort des Jahres«. Die »Herdprämie« funktioniert im politischen Kampf und deshalb bleibt sie auch im Vokabular der SPD-Matadoren wie dem Parteivorsitzenden Sigmar Gabriel. Seine für Familienpolitik zuständige Stellvertreterin Manuela Schwesig versucht den Konflikt zwischen Wirkung und Anstand auf eine ganz eigene Weise zu lösen. Sie entwickelt extra den ähnlich klingenden Begriff »Fernhalteprämie«, der skandalisieren soll, dass Eltern vom Staat belohnt werden, deren Kinder keine Krippe besuchen.

Bei den Grünen verläuft die Debatte anders. Hier ist es ein Mann, der sich öffentlich gegen den Begriff »Herdprämie« erklärt. Der Parteivorsitzende Cem Özdemir polemisierte einst wie viele Grüne gegen die »Schnapsidee Herdprämie«, doch 2012 schwört er öffentlich ab: »Den Begriff ›Herdprämie‹ nutze ich nicht mehr«, sagt er in einem Interview und erklärt: »Der Staat hat nicht zu entscheiden, wie die Leute ihr Familienleben organisieren.« Özdemir, der selbstverständlich ein Kritiker des Betreuungsgeldes ist, macht sein Damaskus-Erlebnis nicht öffentlich. Innerhalb seiner Partei erzählt man es sich aber so: Özdemir ist Ende 2009 Vater geworden und verbrachte sogar einige Wochen mit seinem Sohn zu Hause. Als er zurückkehrte, hatte er in dieser Frage Beißhemmungen entwickelt.

Von denen sind seine Kollegen in der grünen Spitze allerdings völlig frei: Ob Fraktionschef Jürgen Trittin, Parteichefin Claudia Roth oder der parlamentarische Geschäftsführer im Bundestag, Volker Beck – alle nutzen den Begriff »Herdprämie« bis heute und nehmen die damit verbundene Kränkung von Eltern billigend in Kauf. Dabei sind auch bei den Grünen gerade die Fachpolitikerinnen skeptisch, ob die mit der »Herdprämie« errungenen rhetorischen Geländegewinne nicht zu viele Kollateralschäden kosten. »Wir kommen im Kampf um Teilhabegerechtigkeit für alle Kinder doch nicht weiter, wenn wir ihn ständig mit Diffamierungen führen«, sagt eine Abgeordnete, die lieber nicht genannt werden will. Doch vor allem Renate Künast, die als Fraktionsvorsitzende und zeitweise Kandidatin für das Amt des Regierenden Bürgermeisters in Berlin in hartem politischem Wettbewerb steht, will sich die »Herdprämie« nicht nehmen lassen.

Im Frühjahr 2012 kommt es darüber zum Streit. Die Fraktionsführung möchte den Kampf gegen die »Herdprämie« jetzt auch »visualisieren« und erteilt einen Auftrag an die Berliner Werbeagentur »we do«. Das Unternehmen, das neben Amnesty International auch für den Atomkonzern EnBW, den Fußballverband Fifa und den Software-Giganten Microsoft arbeitet, beschreibt seine Methode der »aktivierenden Kommunikation« so: »Damit meinen wir das kluge Uminterpretieren und Verletzen gelernter Regeln zur Gewinnung von Aufmerksamkeit.«

Für die grüne Kampagne gegen die »Herdprämie« sieht die Idee der kreativen Regelverletzer so aus: Gezeigt wird eine Gruppe von spielenden Kindern, aus der sich eines löst, das dann allein vor einem Fernseher sitzt. Die grüne Fraktionsspitze nickt diesen Entwurf ab, ohne ihn den eigenen Fachpolitikerinnen zu zeigen. Die sind später entsetzt. Denn neben der platten Bedienung des Vorurteils, Mütter würden ihre Kinder nur vor die Glotze setzen, geht die Kritik offensichtlich fehl: Die dargestellten Kinder sind unschwer als älter als drei Jahre zu erkennen, ihre Eltern kämen als Empfänger des Betreuungsgeldes also schon lange nicht mehr infrage. Es kommt zum Krach, die Bedenken werden auch fraktionsöffentlich geäußert. Doch am Ende setzen sich die Hardliner und die Fraktionsführung durch: Der offensichtlich die Fakten falsch darstellende Entwurf wird als Anzeige in Zeitungen geschaltet und im Internet verbreitet. Insgesamt gibt die grüne Fraktion 64.000 Euro aus für diese Kampagne, die aus mehreren Gründen bemerkenswert ist. Nicht nur erscheinen alle Anzeigen – untypisch – an nur einem einzigen Tag, dem 6. Juni 2012. Interessant ist der Empfängerkreis. Mit der großen *Süddeutschen Zeitung*, der kleinen *tageszeitung*, dem lokal erscheinenden *Tagesspiegel*, der bundesweiten *Frankfurter Rundschau* und dem Internetportal »Spiegel Online« werden Medien bedacht, die aus der Perspektive eines Anzeigenkunden wenig gemeinsam haben. Außer einem:

Sie haben alle sehr kritisch über das Betreuungsgeld berichtet und teilweise polemisiert – und werden von den Grünen jetzt mit einer ganz eigenen »Herdprämie« belohnt.

Dies ist nur das krasseste Beispiel: Die Kritik am Betreuungsgeld ist längst zur politischen Kampagne geworden und schlägt im Frühjahr 2012 gar in eine Hexenjagd um. Familienministerin Kristina Schröder hat zwar mehrfach durchblicken lassen, dass sie selbst nicht auf den Gedanken eines Betreuungsgeldes gekommen wäre. Aus Kabinettsdisziplin muss die für ihr Amt mit 35 Jahren ungewöhnlich junge CDU-Politikerin es aber jetzt umsetzen. Schröder bemüht sich, das Betreuungsgeld so auszugestalten, dass es auch arbeitenden Müttern gezahlt werden kann. Doch ihre Kritiker ficht das nicht an. Im April 2012 gerät die Vorstellung eines Buches von ihr zum öffentlichen Tribunal. Die Ministerin wird niedergeschrien und ausgelacht, mehrmals kommen Aktivisten auf die Bühne, um sie mit symbolischen Gesten, wie dem Angebot von Kaviar, zu demütigen. Ein Fernsehteam der ARD-Satiresendung »Extra 3« ist mit einem ganzen Chor gekommen, der plötzlich aufsteht und auf Anweisung des Moderators die Lesung mit einem Lied unterbricht: »Unsere Kinder erzieh'n wir von daheim, vielen Dank! In eine Kita kommt mein Kind nicht rein, vielen Dank! Und dass man dafür 100 Euro kriegen kann, ist einfach super, Frau Schröder, vielen Dank!« Diesen Text singen sie zur Melodie des 50er-Jahre-Schlagers: »Das bisschen Haushalt macht sich von allein«. Da ist sie wieder: die Hausfrau und Mutter, um deren Kränkung es bei der »Herdprämie« in Wirklichkeit geht.

Bei diesen Szenen schwenkt die Kamera des öffentlich-rechtlichen Senders auf Kristina Schröder und zoomt auf ihr Gesicht. Erkennbar hofften die Fernsehleute, dass ihre Inszenierung die junge Frau zum Weinen bringt. Doch die kämpft und schafft schließlich sogar ein schmales Lächeln. Da legen die Fernsehleute nach: Der Moderator kommt nun nach vorn und überreicht eine goldene Schürze. Unter dem Gejohle des Saales sagt er: »Auf dass die Frauen endlich wegen Ihnen wieder wissen, wo sie hingehören: an den Herd.« Über die öffentliche Demütigung der Kristina Schröder wird sofort im Netz und am nächsten Tag in den Zeitungen berichtet – meist hämisch, manchmal regelrecht feixend. Die ARD sendet den Schauprozess, den sie selbst mitorganisiert hat, in einem vierminütigen Beitrag – ohne darin Kristina Schröder selbst zu Wort kommen zu lassen.

Erkennbar geht es um die öffentliche Demütigung einer Frau, der unterstellt wird, ein veraltetes Rollenbild zu vertreten. Niemand interessiert, dass Schröder nach einer ungewöhnlich steilen politischen Karriere erst Mutter wurde, als sie schon Ministerin war, und nach der Geburt keinen Tag länger als gesetzlich vorgeschrieben im Büro fehlte.

Mit der »Herdprämie« kann man also eine Politikerin fertigmachen. Aber auch eine ganze Koalition? Kann eine Regierung über so etwas Läppisches stürzen wie das Betreuungsgeld? Selbst das scheint möglich, als die nach 2009 regierende schwarz-gelbe Koalition mit zahllosen gescheiterten Anläufen, das Betreuungsgeld in diversen strittigen Ausgestaltungen einzuführen, wieder und wieder Angriffsfläche für dessen Gegner bietet. Die gibt es längst nicht mehr nur bei Rot-Grün: Die bis dahin nicht übermäßig öffentlich aufgefallene »Gruppe der Frauen« in der Unionsfraktion wird zur Opposition in der Koalition.

In einem Brief an den Fraktionsvorsitzenden erklären 23 Abgeordnete öffentlich, dass sie dem Betreuungsgeld »in der vorliegenden Form« nicht zustimmen können. Die Vorsitzende der Frauengruppe, Rita Pawelski, erklärt das Betreuungsgeld sogar zur »Gewissensfrage«. Damit stellt sie die Entscheidung über 100 Euro für Mütter auf eine Ebene mit Entscheidungen über Krieg und Frieden. Zum Vergleich: Auch für die zum gleichen Zeitpunkt im Parlament verhandelten dreistelligen Milliardengarantien der Euro-Rettungsschirme wird der Fraktionszwang in der Union nicht aufgehoben.

Als der Fraktionsvorsitzende Volker Kauder in einer Fraktionssitzung beim Betreuungsgeld einen Wutanfall bekommt und an das »christliche Menschenbild« erinnert, in dem auch die Familie vorkomme, bricht die Vorsitzende der Frauengruppe ihrerseits in Tränen aus. Ein eigenes Versöhnungstreffen zwischen dem Vorsitzenden und der Frauengruppe muss absolviert werden. Bevor die »Herdprämie« endgültig zur Machtfrage zu werden droht, muss die Kanzlerin eingreifen. Angela Merkel tut das, spricht mit den Frauen – und kauft sie dann. Die Frauen hatten nämlich noch am Vorabend des CDU-Parteitag im Dezember 2011 hinter den Kulissen gedroht, am nächsten Tag ein öffentliches Votum gegen das Betreuungsgeld herbeizuführen. Wortführerin war die Ministerpräsidentin des Saarlandes, Annegret Kramp-Karrenbauer, also die Politikerin, die sich vom »Heimchen am Herd« abgrenzen will. Merkel und Kramp-Karrenbauer einigten sich – schon in Leipzig – dann auf ein Geschäft. Die Kanzlerin und Parteivor-

sitzende erfüllte für das Betreuungsgeld einen anderen Wunsch: Frauen, die vor dem Jahr 1992 Kinder bekommen haben, sollen dafür künftig zusätzliche Rentenpunkte angerechnet bekommen. Kosten für den Steuerzahler: langfristig ein zweistelliger Milliardenbetrag, also ein Vielfaches der Kosten für das Betreuungsgeld.

Den Deal verhindert am Ende die FDP, denn sie will lieber selbst für die »Herdprämie« kassieren – und zwar doppelt und dreifach. Die Liberalen hatten dem Betreuungsgeld schon im Koalitionsvertrag 2009 zugestimmt, dann noch einmal bei einem Koalitionsausschuss im November 2011. Im Gegenzug werden ihnen Steuersenkungen und ein liberales Zuwanderungsrecht zugestanden. Aber die »Herdprämie« unterliegt längst nicht mehr den normalen politischen Gesetzen. Der CSU-Vorsitzende Horst Seehofer droht gar, in Berlin an keinem Spitzentreffen der Koalition mehr teilzunehmen, bis das Betreuungsgeld eingeführt ist. Die Kampagne dagegen hat längst die bürgerlichen Parteien erreicht: »Ich sehe mit Interesse, dass bei der Herdprämie bei der CDU der Ofen längst aus ist, die CSU steht in der kalten Küche«, unkt Fraktionschef Rainer Brüderle hämisch.

Das nicht enden wollende politische Fingerhakeln um das Betreuungsgeld befeuert die Polemik gegen die »Herdprämie«. Keine Kritik ist zu infam, als dass man ihr nicht entgegenkommen kann: Gutscheine soll es geben statt Geld, will die FDP. Als das Gesetz im Juni endlich vom Kabinett beschlossen wird, demonstrieren die Jugendorganisationen von SPD, Grünen und dem Deutschen Gewerkschaftsbund vor dem Kanzleramt im Dirndl, schwenken Bügeleisen, Puppen und Kochtöpfe.

Einige Medien verlassen ihre Beobachterrolle jetzt offen. Unter der Überschrift »Frauen gegen das Betreuungsgeld: Stoppt den Herdprämien-Unsinn!« präsentiert »Spiegel Online« eine Sammlung von Schauspielerinnen, TV-Moderatorinnen und anderen Prominenten, die sich in kurzen Statements dagegen aussprechen. Dazu werden die Fotos der Frauen in einer Optik gezeigt, die an den legendären *Stern*-Titel mit dem Slogan: »Wir haben abgetrieben!« aus dem Jahr 1971 erinnern.

Trotzdem ist die Konjunktur des Hasswortes auch ein Phänomen der digitalen Medien: Emotional aufgeladene Begriffe werden im Netz oft häufiger geklickt als die sachlichere Alternative. Das »Designer-Baby« schlägt die »Präimplantationsdiagnostik« und die »Mövenpick-Steuer« verdrängt die »Reduzierung der Mehrwertsteuer für Hotels«. Aber nur bei der »Herdprämie« wird die journalistische Verantwortung so komplett suspendiert. Zuletzt wird selbst der britische Sadomaso-Bestseller »Shades of Grey« auf »Spiegel Online« so rezensiert: »Das schockiert: Die Erkenntnis, dass Millionen von Frauen offenbar die Fantasie gefällt, von einem Mann unterworfen zu werden, komplett umsorgt zu sein und alle Entscheidungen abgenommen zu bekommen. Vom Auto, das sie fahren dürfen, über die Kleidung, die sie tragen dürfen, bis zur Frage, wann sie auf die Toilette gehen dürfen. Nicht alle Leserinnen sind insgeheim devote Hausweibchen. Aber allein das vermittelte, absolut vorgestrige Rollenbild erschüttert. Da passt dann auch die ›Herdprämie‹ ins Bild.«

Sadomasochismus gibt es im Bundestag so offen nicht – aber die Abgeordneten hören nicht auf, sich mit der »Herdprämie« zu quälen. »Hitziger Schlagabtausch zum Betreuungsgeld« fasst die zu strikter Neutralität und sachlichster Sprache verpflichtete Website des Bundestages im Juni eine Debatte zusammen. »Scharfen Disput um Kita-Ausbau statt Betreuungsgeld«, »Betreuungsgeld spaltet den Bundestag« im November des Vorjahres.

Es ist seltsam: Das Parlament, das in nie da gewesener Eintracht mit überwältigenden Mehrheiten Atomausstieg und Energiewende sowie Hunderte Milliarden Staatsgarantien für den Euro-Rettungsschirm beschloss, verkämpft sich ausgerechnet bei einer kleinen Leistung, die es, falls sie sich nicht bewährt, doch jederzeit problemlos abschaffen kann. Ist der ideologische Furor bei der Familienpolitik vielleicht sogar eine Kompensation für die Ohnmachtserfahrungen in einer Legislaturperiode, in der das Parlament den vermeintlichen Sachzwängen der Finanzmärkte ebenso wehrlos ausgesetzt war wie den Beschlüssen von Präsidenten und Kanzlerinnen auf Brüsseler Nachtsitzungen?

Am 15. Juli 2012 jedenfalls entgleist auch der parlamentarische Streit endgültig: Die »Herdprämie« sprengt den Bundestag. An diesem Freitag erzwingen die Oppositionsparteien mit Tricks einen »Hammelsprung«. Bei diesem Verfahren verlassen die Abgeordneten das Parlament und werden dabei gezählt, wie sie durch bestimmte Türen zurückkehren. Aber sie kehren nicht zurück. Die Parlamentarier von SPD, Grünen und Linkspartei stehen feixend vor dem Plenarsaal. Beschlussunfähigkeit wird hergestellt. Die Sitzung findet nicht statt. Um nicht das Betreuungsgeld in erster Lesung beschließen zu müssen, verzichten die Abgeordneten auch auf eine Aktuelle Stunde zur »Korruption im Gesund-

heitssystem« und zur Debatte über die Euro-Krise, die an diesem Wochenende mit einer Wahl in Griechenland einen Wendepunkt erlebt. Um ein Zeichen gegen die »Herdprämie« zu setzen, stellte sich der Bundestag tot. Der Streit geht in ein weiteres, quälendes halbes Jahr. Danach kommt es, wie es kommen musste. Nachdem CDU und CSU noch einmal intern über das Betreuungsgeld gestritten haben, legt sich die FDP quer und versagt die bereits zugesagte Zustimmung: Die »Herdprämie« hat eine ganze Koalition handlungsunfähig gemacht. Angela Merkel muss noch einmal zahlen: Diesmal kauft sie das Betreuungsgeld der FDP mit der Abschaffung der Praxisgebühr ab. Immerhin hält die Vereinbarung jetzt. An diesem Freitag wird das Betreuungsgeld im Bundestag verabschiedet. In der Debatte spricht der SPD-Kanzlerkandidat Peer Steinbrück persönlich: Es sei eine »Katastrophe« und seine Einführung schwachsinnig, denn es führe zurück in eine »Biedermeier-Idylle mit dem Bild vom Vater am Arbeitsplatz und der Mutter daheim am Herd«. Der Vize-Kanzlerkandidat der Grünen, Jürgen Trittin, spricht auch in dieser Debatte wieder von der »Herdprämie«.

Dennoch wird das Betreuungsgeld jetzt, sieben Jahre nachdem es vereinbart wurde, Gesetz und tritt im kommenden August in Kraft. Seine Geschichte könnte also zu Ende sein. Aber wird auch die Polemik gegen »Heimchen am Herd«, gegen »Hausfrauen und Mütter« und gegen »goldene Schürzen« enden? Wohl kaum. SPD und Grüne haben schon angekündigt, nach einem Wahlsieg »als Erstes« das Betreuungsgeld wieder abzuschaffen. Der Bundestagswahlkampf beginnt in wenigen Monaten. Er wird diesmal auch gegen die »Herdprämie« geführt werden.

Welt am Sonntag
Nr. 46 vom 11. November 2012

Theodor-Wolff-Preis

für das Lebenswerk

Geboren am 1. Februar 1925 in Frankfurt am Main. Sohn des Direktors einer Frankfurter Kinderklinik, Paul Grosser, und seiner Frau Lily Rosenthal.

Die Familie emigrierte 1933 auf der Flucht vor den Nazis nach Frankreich. 1937 erhielten Alfred Grossers mittlerweile verwitwete Mutter und damit auch er die französische Staatsbürgerschaft. Er studierte zunächst Germanistik, dann Politologie. Ab 1956 wirkte er als Lehrbeauftragter, dann ordentlicher Professor am Pariser Institut d'études politiques (Sciences Po) in Paris. Emeritierung 1992. Visiting Professor Stanford University (1965).

Neben seiner akademischen Laufbahn war Alfred Grosser als Mitarbeiter zahlreicher Zeitungen und Fernsehanstalten tätig. Unter anderem schreibt er bereits seit 1955 regelmäßige Kolumnen für die katholische Tageszeitung *La Croix* sowie für die bretonische Regionalzeitung *Ouest-France*.

Grosser gilt als herausragender französischer Intellektueller mit deutsch-jüdischen Wurzeln. Er hat sich in der Nachkriegszeit bis in die Gegenwart für die deutsch-französischen Beziehungen eingesetzt und war einer der intellektuellen Wegbereiter im Vorfeld des Elysée-Vertrags. Bei zahlreichen Reisen und Vorträgen in Deutschland und Frankreich hat er an der Aussöhnung der Nachbarländer mitgewirkt und sie gefestigt.

Der Publizist und politische Kopf Alfred Grosser ist vielfach ausgezeichnet worden, u.a. mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels (1975), dem Grand Prix de l'Académie des Sciences morales et politiques (1998) und dem Deutsch-Französischen Medienpreis (2012); er ist Großoffizier der Ehrenlegion und Träger des Großen Verdienstkreuzes mit Stern und Schulterband; in seinem Namen wurden ein Lehrstuhl (1993 Paris/Nancy) und eine Gastprofessur (2009 Frankfurt am Main) eingerichtet.

Zahlreiche Buchveröffentlichungen, u.a.: Deutschlandbilanz. Geschichte Deutschlands seit 1945 (1970); Der schmale Grat der Freiheit (1981); Wie anders sind die Deutschen? (2002); Wie anders ist Frankreich? (2005); Die Früchte ihres Baumes. Ein atheistischer Blick auf die Christen (2005); Von Auschwitz nach Jerusalem. Über Deutschland und Israel (2009); Die Freude und der Tod. Eine Lebensbilanz (2011).

Offenherzig, intellektuell, häufig vergnüglich, immer einzigartig

Von Bernd Mathieu

Nein: Zimperlich ist er gewiss nicht. Nicht mal gelegentlich. Alfred Grosser liebe die Provokation, formulieren manche Autoren in feierlichen Sonntagsaufsätzen und in der einen oder anderen freundlich gemeinten Laudatio über ihn. Solche Behauptungen, mögen sie noch so feinsinnig und wohlwollend konstruiert sein, sind eigentlich Unterstellungen. Alfred Grosser liebt die Wahrheit. Das reicht. Die Transparenz von Meinung ist seine typische und markante Basis erfreulich subjektiver Prägung. Er bekämpft Klischees und Vorurteile, wo und wann immer das möglich ist. Er kann das. Und wie! Kurzum: Er hält sich nicht am faden »Sowohl-als-auch-Abwägen« auf. Er sagt, was ist. Und er schreibt, was er denkt. Für falsche Kompromisse eignet er sich nicht.

Zahlreiche Zeitungen, Zeitschriften und Fernsehsender haben sich in vielen Jahren und teilweise über Jahrzehnte diesen klaren Geist als – im wahrsten Sinne der ansonsten eher tarifrechtlich definierten Wortkombination – »freien Mitarbeiter« geleistet. Und das war und ist eine Leistung, die Alfred Grosser in der Brillanz der Analyse, der Eleganz der Sprache und der Dominanz völliger Unabhängigkeit immer wieder auszeichnet. Ihn zu lesen ist stets ein Gewinn für Erkenntnis und Debatte, sein Esprit wirkt ansteckend.

Sein grandios hohes Renommee gilt rechts- wie linksrheinisch, also in Deutschland wie in Frankreich gleichermaßen. Dabei wird er von den vermeintlich Mächtigen oder zumindest Tonangebenden in den politischen Kreisen beider Länder nicht unbedingt geliebt, sondern in allem Ernst respektiert und als kritischer Geist gewürdigt, jedenfalls von den intelligenteren Protagonisten der politischen Klasse.

Offenherzig, intellektuell, häufig vergnüglich, immer einzigartig: Das trifft für Alfred Grosser zu, weniger für die aktuelle Politik der Deutschen und der Franzosen, deshalb vertragen sich die Mentalitäten des Publizisten und der Politik eher nicht. Und das ist gut so.

Seine ständige, ziemlich rastlose Tour d'Horizon durch die politischen Debatten der letzten Jahrzehnte kann man in Stichworten knapp so skizzieren: be-

obachten, feststellen, vergleichen, analysieren, Anstöße geben, diskutieren. Alfred Grosser hat einen unabhängigen Kopf, dem jede Form von Mainstream egal ist. Und das trifft auf alles Dogmatische und Ideologische ebenso zu, beides ist ihm zuwider.

Für die deutsch-französische Aussöhnung hat der Publizist, Politikwissenschaftler, Soziologe und Journalist Enormes geleistet. Der 1925 in Frankfurt am Main geborene Grosser emigrierte 1933 mit seiner Familie nach Paris und besitzt seit den 30er Jahren die französische Staatsbürgerschaft. Er hat in Frankreich studiert, gelehrt, geschrieben, kommentiert, und er hat in Deutschland geschrieben und kommentiert, und vor allem hat er in beiden Ländern Vorträge gehalten, gerne nach seinem Prinzip, in Frankreich besonders kritisch den Franzosen den Spiegel vorzuhalten und in Deutschland den Deutschen. Das ist die besondere und extraordinäre Form von »Ausgewogenheit« à la Grosser. Man darf ihn gerade deshalb einen einflussreichen und bedeutenden Wegbereiter der deutsch-französischen Verständigung nennen.

Das impliziert sein intellektuelles, wissenschaftliches und publizistisches Credo für Europa. Da beschönigt er nichts, da nennt er ohne jede falsche Rücksicht Fehlentwicklungen beim und mit Namen, da verschweigt er nicht manche Bedenken und manchen Rückschlag. Das bezieht er nicht nur auf Politik und Wirtschaft, sondern auch auf die Akteure in den bürgerlichen Gesellschaften. Also auf uns alle. Seine Themen lauten aktuell deshalb auch: Sorge um Kultur, um Qualität, um Solidarität im fairen Umgang miteinander, um das soziale Gewissen der deutschen und französischen und europäischen Bevölkerung.

Alfred Grosser ist immer ein bisschen anders, überraschend, unberechenbar, unbestechlich in seinem so oft unbequemen Urteil. Seine Bewertungen sind eben relevant. Als Kolumnist für *Le Monde* lag ihm daran, diese Werte auch publizistisch zu vermitteln. Er schreibt weiterhin für *Ouest-France*, die größte französische Tageszeitung. Und vor allem hat er, bekannter Atheist, seit 1955 eine ständige Kolumne in der katholischen Tageszeitung *La Croix* – den Aufsichtsrat des *L'Express* verließ er aus Protest gegen unausgewogene Berichterstattung über den Nahost-Konflikt. Der regelmäßige Kolumnist der *Aachener Zeitung* ist ein wirklich Großer mit einem richtig großen deutschen, französischen und europäischen Lebenswerk, dessen beachtlicher journalistischer Teil nun mit dem Theodor-Wolff-Preis gewürdigt wird.

Nah dran – die Nominierten

Theodor-Wolff-Preis

Die Nominierten

Ganz nah am Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis waren 19 Journalisten, die es 2013 bis in die Endauswahl geschafft haben. Die Beiträge sind auf der Homepage www.theodor-wolff-preis.de nachlesbar.

Wolfgang Bauer: »Auf Leben und Tod«
Die Zeit, 12. Juli 2012

Marian Blasberg: »Die versenkten Milliarden«
Die Zeit, 5. Juli 2012

Klaus Brandt: »Der nette Josef zieht in den Heiligen Krieg«
Westdeutsche Allgemeine Zeitung, 21. Juli 2012

Deike Diening: »Gegen die Wand«
Der Tagesspiegel, 11. Februar 2012

Heike Faller: »Das Ende der Schweigepflicht«
Zeit Magazin, 16. Mai 2012

Malte Herwig: »Mein letztes Buch«
der Freitag, 10. Oktober 2012

Christine Holch: »Finde Haika«
Chrismon, Oktober 2012

Marcus Jauer: »Oh Mann«
Frankfurter Allgemeine Zeitung, 5. September 2012

Wolfgang Kaes: »Vermisst. Verschollen. Und beinahe vergessen«
General-Anzeiger Bonn, 9. Januar 2012

Martin Kotynek: Die versenkten Milliarden«
Die Zeit, 5. Juli 2012

Martin Przybilla: »Der verräumte Mann«
Süddeutsche Zeitung, 3. Dezember 2012

Konrad Schuller: »Wenn die Masken wackeln«
Frankfurter Allgemeine Zeitung, 30. Juni 2012

Jan-Philipp Sternberg: »Das Kartenspiel mit dem Fluss«
Märkische Allgemeine Zeitung, 30. Juni/1. Juli 2012

Jacob Strobel y Serra: »Schluss mit der Geschmacklosigkeit«
Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12. März 2012

Kristin van Bentem: »Aus Jux und Bolzerei«
Westfälische Nachrichten, 16. März 2012

Alard von Kittlitz: »Hirntod«
Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 19. August 2012

Günter Wallraff: »Armee der Unsichtbaren«
Zeit Magazin, 31. Mai 2012

Ulrich Wilhelm: »Gebt Souveränität ab!«
Frankfurter Allgemeine Zeitung, 7. Juli 2012

Stefan Willeke: »Der Scharfschütze«
Zeit Magazin, 3. Mai 2012

Theodor-Wolff-Preis

Die Zeitungen

Zum Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis 2013 wurden 383 Texte aus folgenden Zeitungen eingereicht:

Aachener Zeitung

Allgäuer Zeitung

Allgemeine Zeitung Mainz/ Wiesbadener Kurier

Augsburger Allgemeine

Badische Zeitung

Badisches Tagblatt

Bergische Landeszeitung/ Kölnische Rundschau

Berliner Morgenpost

Berliner Zeitung

Bild

BZ

BZ am Sonntag

Chrismon

der Freitag

Der Tagesspiegel

Die Welt

Die Zeit

Die Zeit online

Donaukurier

dpa – Basisdienst

Dresdner Neueste Nachrichten

Elbe-Jeetzel-Zeitung

Elmshorner Nachrichten

Emder Zeitung

Esslinger Zeitung

Frankfurter Allgemeine Zeitung

FAZ online

Financial Times Deutschland

Frankenpost

Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung

Frankfurter Neue Presse

Frankfurter Rundschau

Freie Presse

Friedberger Allgemeine

General-Anzeiger (Bonn)

Hamburger Abendblatt

Handelsblatt

Handelsblatt online

Hannoversche Allgemeine Zeitung

Hessische Niedersächsische Allgemeine

Hildesheimer Allgemeine Zeitung

Ibbenbürener Volkszeitung

Jüdische Allgemeine

Kieler Nachrichten

Kölner Stadt-Anzeiger

Lauterbacher Anzeiger

Leipziger Volkszeitung

Lübecker Nachrichten

Mannheimer Morgen

Marbacher Zeitung

Märkische Allgemeine Zeitung

Mediengruppe Kreiszeitung

Münstersche Zeitung

Nassauische Neue Presse

Neue Rhein/Neue Ruhr Zeitung

Neue Westfälische

Nordwest-Zeitung

Nürnberger Nachrichten

Pforzheimer Zeitung

Potsdamer Stadtkurier

Rechercheblog der WAZ-Mediengruppe

Rheinische Post

Rheinische Post online

Rhein-Neckar-Zeitung

Rhein-Sieg Rundschau

Rhein-Zeitung

Saarbrücker Zeitung

Schorndorfer Nachrichten

Schwäbische Zeitung

Schwäbisches Tagblatt

Schweriner Volkszeitung

Straubinger Tagblatt

Stuttgarter Nachrichten

Stuttgarter Zeitung

Stuttgarter Zeitung Online

Süddeutsche Zeitung

Südkurier

Südwest Presse

SZ-Magazin

taz – die tageszeitung

Trierischer Volksfreund

Waiblinger Kreiszeitung

Weinheimer Nachrichten

Welt am Sonntag

Weser-Kurier

Westdeutsche Allgemeine Zeitung

Westfalen-Blatt

Westfälische Nachrichten

Wiesbadener Tageblatt

Wolfsburger Nachrichten

Zeit Magazin

Zeitungsverlag Waiblingen

Preisträger 1962 bis 2013

Preisträger 1962 bis 2013

1962

Thaddäus Troll, *Bremer Nachrichten*
Gerd Czechatz, *Frankfurter Rundschau*
Dr. Ansgar Fürst, *Badische Zeitung*, Freiburg
Hans-Jürgen Hoyer, *Frankfurter Rundschau*
Heinz Keil, *Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, Essen
Friedrich Ludwig Müller, *Frankfurter Neue Presse*
Dr. Günther Rühle, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Walter Rudolf Schloesser, *Europa Union*, Köln
Heinz Stuckmann, *Die Zeit*, Hamburg
Georg Zimmermann, *Hamburger Abendblatt*

1963

Dr. Paul Arnsberg, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Jürgen Dennert, *Sonntagsblatt*, Hamburg
Rainer Fabian, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Dr. Hans Gerlach, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Dr. Hermann Harster, *Bild am Sonntag*, Hamburg
Rudolf Küstermeier, Deutsche Presse Agentur, Hamburg
Dr. Clara Menck, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Christian Schütze, *Stuttgarter Zeitung*
Ansgar Skriver, *Die Zeit*, Hamburg

1964

Klaus Bresser, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Werner Diederichs, *Westfalenpost*, Hagen
Erich Faßbender, *Frankfurter Rundschau*
Karl-Hermann Flach, *Frankfurter Rundschau*
Erich Helmensdorfer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
und *Augsburger Allgemeine*
Kai Hermann, *Die Zeit*, Hamburg
Sepp Scherbauer, *Sportbericht*, Stuttgart
Werner Spanehl, *Süddeutsche Zeitung*, München
Dr. Dietrich Strothmann, *Die Zeit*, Hamburg
Dr. Johannes Gaitanides, *Münchner Merkur*
Wilhelm Greiner, *Rhein-Neckar-Zeitung*, Heidelberg
Hans Schäfer, *Kieler Nachrichten*

1965

Dr. Fritz Richert, *Stuttgarter Zeitung*
Valeska von Roques, *Vorwärts*, Bad Godesberg
und *Welt der Arbeit*, Köln-Deutz
Peter Miska, *Frankfurter Rundschau*
Werner Holzer, *Frankfurter Rundschau*
Dr. Ernst Müller-Meiningen, *Süddeutsche Zeitung*, München
Reiner Dederichs, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Bruno Keppler, *Südwestdeutsche Allgemeine Zeitung*, Mannheim
Heidrun Kayser, *Christ und Welt*, Stuttgart
Dr. Margret Wicke-Kampf, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Dr. Klaus Hattemer, *Handelsblatt*, Düsseldorf
Werner Spanehl, *Deutsche Post*, München
Günter Bruns, *Bremer Nachrichten*
Hans Lerch, *Triererischer Volksfreund*
Alexander Rost, *Welt am Sonntag*, Hamburg

1966

Dr. Joachim Besser, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Vitus Dröscher, freier Journalist, Hamburg
Marianne Eichholz, freie Journalistin, Berlin
Hans-Werner Graf Finck von Finckenstein, *Die Welt*, Hamburg
Klaus Harpprecht, S. Fischer Verlag, Frankfurt (Main)
Heinz Held, freier Journalist, Köln
Kai Hermann, *Die Zeit*, Hamburg
Peter Brügge, *Der Spiegel*, Hamburg
Dr. Joachim Kaiser, *Süddeutsche Zeitung*, München
Karl-Heinz Krumm, *Frankfurter Rundschau*
Dr. Rolf Michaelis, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Thomas von Randow, *Die Zeit*, Hamburg
Heinrich Rieker, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Dr. Theo Sommer, *Die Zeit*, Hamburg
Paul Wilhelm Wenger, *Rheinischer Merkur*, Koblenz

1967

Dr. Lothar Ruehl, *Die Welt*, Hamburg
Wolfgang Horlacher, *Stuttgarter Zeitung*
Günter Matthes, *Tagesspiegel*, Berlin
Hans Ulrich Kempski, *Süddeutsche Zeitung*, München
Hermann Schreiber, *Der Spiegel*, Hamburg
Dr. Jürgen Dennert, *Sonntagsblatt*, Hamburg
Hans-Joachim Langner, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen
Dr. Helmuth de Haas, *Die Welt*, Hamburg
Barbara Bondy, *Süddeutsche Zeitung*, München
Christian Ferber, *Die Welt*, Hamburg
Dr. Fred Hepp, *Süddeutsche Zeitung*, München
Herbert von Borch, *Süddeutsche Zeitung*, München
Joachim Nawrocki, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Bodo Harenberg, *Die Zeit*, Hamburg
Ernst Maria Lang, *Süddeutsche Zeitung*, München
Klaus Pielert, *Industriekurier*, Düsseldorf
und *Neue Ruhr Zeitung*, Essen

1968

Andreas Graf Razumovsky, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Robert Haerdter, *Stuttgarter Nachrichten*
Heinz Schewe, *Die Welt*, Hamburg
Dr. Bernd Nellessen, *Die Welt*, Hamburg
Klaus Meier-Ude, *Frankfurter Rundschau*
Ben Witter, *Die Zeit*, Hamburg
Eugen Skasa-Weiss, *Stuttgarter Zeitung*
George Salmony, *Süddeutsche Zeitung*, München
Dr. Theo Löbsack, *Stuttgarter Zeitung*
Claus Bardtholdt, *Die Zeit*, Hamburg
Christian Habbe, *Die Welt*, Hamburg
Wilhelm Hartung, *Die Welt*, Hamburg

1969

Hans Wilhelm Schueler, *Die Welt*, Hamburg
Martin Bernstorf, *Christ und Welt*, Stuttgart
Chrysostomus Zodel, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch
Walter Henkels, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Eka Gräfin von Merveldt, *Die Zeit*, Hamburg
Heiner Radzio, *Handelsblatt*, Düsseldorf
Dieter E. Zimmer, *Die Zeit*, Hamburg
Jost Nolte, *Die Welt*, Hamburg
Eduard Verhülsdonk, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Peter Gerisch, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Lothar Vetter, *Frankfurter Rundschau*
Dr. Günther von Lojewski, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Rudolf Schöpper, *Ruhr Nachrichten,* Dortmund
Westfalenpost, Hagen, *Westfälische Nachrichten*, Münster,
Kölnische Rundschau

1970/71

Gitta Bauer, Springer-Auslands-Dienst, New York
Immanuel Birnbaum, *Süddeutsche Zeitung*, München
Hans Gresmann, *Die Zeit*, Hamburg
Rudolf Heizler, *Kölnische/Bonner Rundschau*
Dr. Günter Zehm, *Die Welt*, Hamburg
Dr. Fritz-Ullrich Fack, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Rudolf Herlt, *Die Welt*, Hamburg
Helmut M. Braem, *Süddeutsche Zeitung*, München
Wolf Schön, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Heinrich Rieker, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Petra Michaely, freie Journalistin, Scheidterberg
Dieter Hünerkoch, *Weser-Kurier*, Bremen
Marie-Luise Scherer, *Berliner Morgenpost*
Gerhard Krug, *Die Welt*, Hamburg

1971/72

Dr. Hans Heigert, *Süddeutsche Zeitung*, München
Dr. Lothar Ruehl, *Die Welt*, Hamburg
Jürgen Offenbach, *Stuttgarter Nachrichten*
Reinhard Appel, *Deutsche Zeitung/Christ und Welt*, Stuttgart
Hans-Joachim Noack, *Frankfurter Rundschau*
Hans Baumann, *Die Welt*, Essen
Dr. Franz Thoma, *Süddeutsche Zeitung*, München
Thea Winandy, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Manfred Sack, *Die Zeit*, Hamburg
Norbert Ely, *Wiesbadener Kurier*
Lutz Krusche, *Frankfurter Rundschau*, Paris
Günter Schmidt, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen
Ulla Plog-Handke, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Gerd Lenhart, *Rheinpfalz*, Speyer
Rolf Kunkel, *Die Zeit*, Hamburg

1972/73

Dr. Thomas Löffelholz, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Dr. Hermann Pörzgen, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Manfred Thier, *Stuttgarter Zeitung*
Dr. Heinz Verfürth, *Handelsblatt*, Düsseldorf
Diether Stolze, *Die Zeit*, Hamburg
Dirk Schubert, *Deutsche Zeitung/Christ und Welt*, Stuttgart
Christian Ferber, *Die Welt*, Hamburg
Joachim C. Fest, *Der Spiegel*, Hamburg
Martin Urban, *Süddeutsche Zeitung*, München
Michael Bickel, *Schrobenhausener Zeitung*
Günther Leicher, *Allgemeine Zeitung*, Mainz
Bruno Manz, *Münchner Merkur*
Horst Vetten, *Die Zeit*, Hamburg
Cecilia von Studnitz, *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*, Hamburg
Lokal- und Stadtteil-Redaktion des *Hamburger Abendblatt*

1973/74

Heinz Heck, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Wolfgang Wagner, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Ilse Nicolas, *Die Welt*, Berlin
Kurt Diekmann, *Nordwest-Zeitung*, Oldenburg
Raimund Hoghe, *Westfalen-Blatt*, Bielefeld
Hans-Georg Kösters, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen
Hans-Joachim Neisser, *Rheinische Post*, Düsseldorf
Hans-Joachim Deckert, *Mannheimer Morgen*
Georg Heller, *Stuttgarter Zeitung*
Nina Grunenberg, *Die Zeit*, Hamburg
Horst Schüler, *Hamburger Abendblatt*
Manfred Delling, *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*, Hamburg
Dr. Hellmuth Karasek, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Friedrich Luft, *Die Welt*, Berlin
Michael Globig, *Die Zeit*, Hamburg

1974/75

Kurt Becker, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Andreas Kohlschütter, *Die Zeit*, Hamburg
Karl-Heinz Krumm, *Frankfurter Rundschau*
Uwe Jacobi, *Heilbronner Stimme*
Wilfried Hommen, *Kölnische Rundschau*
Johannes Lübeck, *Lübbecker Kreiszeitung*, Bünde
Dr. Peter Gillies, *Die Welt*, Bonn
Walter Kannengießer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Albert Müller, *Die Welt*, Bonn
Jürgen Diebäcker, *Rheinische Post*, Düsseldorf
Horst-Werner Hartelt, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Düsseldorf
Günter Engelhard, *Deutsche Zeitung*, Bonn
Dr. Rudolf Goldschmit, *Süddeutsche Zeitung*, München
Klaus Bruns, *Die Welt*, Hamburg
Manfred Lehnen, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

1975/76

Malte Buschbeck, *Süddeutsche Zeitung*, München
Jürgen Engert, *Der Abend*, Berlin
Kurt Frank, *Rhein-Zeitung*, Koblenz
Jürgen C. Jagla, *Kölnische Rundschau*
Dietrich Ratzke, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Fritz Wirth, *Die Welt*, Bonn

1977

Dr. Dieter Buhl, *Die Zeit*, Hamburg
Jens Gundlach, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Ute Kaltwasser-Blankenbach, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Rudolf H. Riener, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch
Dr. Hermann Rudolph, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

1978

Birgit Lahann, *Welt am Sonntag*, Hamburg
Herbert Riehl-Heyse, *Süddeutsche Zeitung*, München
Karl Feldmeyer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Klaus-Peter Schmid, *Die Zeit*, Hamburg
Sibylle Krause-Burger, *Stuttgarter Zeitung*
Annelie Stankau, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Alexander Hoffmann, *Frankfurter Rundschau*
Josef Dörr, *Rhein-Zeitung*, Koblenz
Rolf Düdder, *Westfälische Rundschau*, Dortmund

1979

Claus Heinrich Meyer, *Süddeutsche Zeitung*, München
Josef-Otto Freudenreich, *Badische Neueste Nachrichten*, Karlsruhe
Dr. Herbert Kremp, *Die Welt*, Bonn
Erpo Frhr. Droste zu Vischering, *Reutlinger General-Anzeiger*
Herbert Kolbe, *Neue Ruhr Zeitung*, Duisburg

1980

Dr. Rainer Flöhl, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dietrich Möller, Korrespondent Osteuropa
Peter Sartorius, *Süddeutsche Zeitung*, München
Max Conradt, *Hamburger Abendblatt*
Klaus Hellweg, *Haller Tagblatt*, Schwäbisch Hall
Kersten Boeer, *Die Welt*, Bonn
Dagmar Siegmann, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

1981

Norbert Lewandowski, *Rheinische Post*, Düsseldorf
Friedrich Meichsner, *Die Welt*, Bonn
Brigitte Scherer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Hans-Joachim Noack, *Frankfurter Rundschau*
Karl Wagemann, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen
Gabriele Fischer, *Osterholzer Kreisblatt*
Evi Simeoni, *Stuttgarter Zeitung*
Christian Potyka, *Süddeutsche Zeitung*, München

1982

Dr. Helmut Herles, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Anton Sterzl, *Aachener Volkszeitung*
Robert Leicht, *Süddeutsche Zeitung*, München
Christine Jäckel, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Volker Stutzer, *Passauer Neue Presse*
Dr. Thomas Brey, Deutsche-Presse-Agentur, Essen
Peter-Matthias Gaede, *Frankfurter Rundschau*

1983

Dr. Josef Joffe, *Die Zeit*, Hamburg
Heinz W. Koch, *Badische Zeitung*, Freiburg
Dr. Olaf Ihlau, *Süddeutsche Zeitung*, München
Martin Kolbus, *Idsteiner Zeitung*
Heinz Welz, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Jürgen Wolff, *Rottenburger Post*

1984

Dr. Klaus-Ulrich Moeller, *Stuttgarter Nachrichten*
Christian Schmidt-Häuer, *Die Zeit*, Hamburg
Joachim Neander, *Die Welt*, Bonn
Claus Peter Mühleck, *Tauber-Zeitung*, Bad Mergentheim
Jutta Stössinger, *Frankfurter Rundschau*
Kathrin Kramer, *Badische Zeitung*, Freiburg
Anke Breitlauch, *Nordsee-Zeitung*, Bremerhaven

1985

Dr. Rudolf Strauch, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Marianne Wichert-Quoirin, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Thomas Kielinger, *Die Welt*, Bonn
Claudia Michels, *Frankfurter Rundschau*
Dr. Daniel Salber, *Dürener Zeitung*
Walter Schmühl, *Dürener Zeitung*
Angela Steffan, *Fränkische Nachrichten*, Wertheim
Dr. Susanne Mayer, *Stuttgarter Zeitung*

1986

Rudolph Chimelli, *Süddeutsche Zeitung*, München
Cordt Schnibben, *Die Zeit*, Hamburg
Franz Pfluger, *Reutlinger General-Anzeiger*
Bernd Behr, *Münstersche Zeitung*
Kurt Leidner, *Pirmasenser Zeitung*
Hans Frieder Baisch, *Pirmasenser Zeitung*
Bernhard Kolb, *Pirmasenser Zeitung*
Sylvia Schreiber, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch
Monika Egler, *Stuttgarter Zeitung*

1987

Carlos Widmann, *Süddeutsche Zeitung*, München
Reinhard Breidenbach, *Allgemeine Zeitung*, Mainz
Rolf Antrecht, *Handelsblatt*, Düsseldorf
Rudolf Eickeler, *Handelsblatt*, Düsseldorf
Waltraud Kirsch-Mayer, *Mannheimer Morgen*
Thomas Hauser, *Badische Zeitung*, Freiburg
Monika Schäfer-Feil, *Darmstädter Echo*
Gabriele Stief, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

1988

Ulrich Wildermuth, *Südwest Presse*, Ulm
Knut Teske, *Die Welt*, Bonn
Werner Birkenmaier, *Stuttgarter Zeitung*
Meinrad Heck, *Fränkische Nachrichten*, Bad Mergentheim
Toni Keppeler, *Schwäbisches Tagblatt*, Tübingen
Ulrike Pfeil, *Schwäbisches Tagblatt*, Tübingen
Petra Pluwatsch, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Ulrich Hauser, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen

1989

Hans Schiemann, *Rheinischer Merkur/ Christ und Welt*, Bonn
Justin Westhoff, *Der Tagesspiegel*, Berlin
Dr. Uwe Wittstock, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Hermann Meyer-Hartmann, *Hildesheimer Allgemeine Zeitung*
Max Conradt, *Hamburger Abendblatt*
Ferdos Forudastan, *Badische Zeitung*, Freiburg
Cordula von Wysocki, *Kölnische Rundschau*

1990

Dr. Joachim Sobotta, *Rheinische Post*, Düsseldorf
Renate Marsch, Deutsche Presse-Agentur, Warschau
Werner Meyer, *Abendzeitung*, München
Ida Sandl, *Eßlinger Zeitung*
Franz Freisleder, *Süddeutsche Zeitung*, München
Thomas Becker, *Die Zeit*, Hamburg
Ingo Lamberty, *Der Tagesspiegel*, Berlin

1991

Axel Hacke, *Süddeutsche Zeitung*, München
Ulrich Schacht, *Welt am Sonntag*, Hamburg
Dieter Strunz, *Berliner Morgenpost*
Alexander Richter, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen
Cornelia Färber, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen
Jörg Bartel, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen
Heinrich Thies, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Johannes Leithäuser, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Michael Knopf, *Frankenpost*, Hof
Thomas Seehuber, *Windsheimer Zeitung*

1992

Jürgen Schreiber, *Frankfurter Rundschau*
Heimo Schwilk, *Rheinischer Merkur*, Bonn
Christian Wernicke, *Die Zeit*, Hamburg
Eva Schweitzer, *taz - die tageszeitung*, Berlin
Ulrich Neufert, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Martin E. Süskind, *Süddeutsche Zeitung*, München
Göran Schattauer, *Ostthüringer Zeitung*, Gera
Lorenz Maroldt, *Neue Zeit*, Berlin

1993

Michael Best, *Freies Wort*, Suhl
Christoph Dieckmann, *Die Zeit*, Hamburg
Dr. Anton Notz, *Stuttgarter Nachrichten*
Gabi Novak-Oster, *Rhein-Zeitung*, Koblenz
Sabine Schwieder, *Cellesche Zeitung*
Wolfgang Ehemann, *Fränkischer Tag*, Bamberg
Ralf Schuler, *Neue Zeit*, Berlin
Christoph Schwennicke, *Badische Zeitung*, Freiburg
Nico Fried, *Badische Zeitung*, Freiburg

1994

Giovanni di Lorenzo, *Süddeutsche Zeitung*, München
Dr. Wolfgang Mauersberg, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Dr. Eckart Klaus Roloff, *Rheinischer Merkur*, Bonn
Frank Nipkau, *Westfalen-Blatt*, Bielefeld
Wolfgang Schreiber, *Solinger Tageblatt*
Klaus Broichhausen, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Hilmar Höhn, *Badische Zeitung*, Freiburg
Wolf-Rüdiger Mühlmann, *Thüringenpost*, Schleiz

1995

Alexander Osang, *Berliner Zeitung*
Dietrich Schröder, *Märkische Oderzeitung*, Frankfurt/Oder
Wolfgang Wiedlich, *General-Anzeiger*, Bonn
Petra Mies, *Frankfurter Rundschau*
Michael Thumser, *Frankenpost*, Hof
Ulrich Deupmann, *Süddeutsche Zeitung*, München
Gudrun Bayer, *Nürnberger Zeitung*
Corinna Emundts, *taz - die tageszeitung*, Berlin

1996

Johannes Winter, *Frankfurter Rundschau*
Ulrich Hammerschmidt, *Freie Presse*, Chemnitz
Frank Jansen, *Der Tagesspiegel*, Berlin
Philipp Maußhardt, *taz - die tageszeitung*, Berlin
Sabine Rückert, *Die Zeit*, Hamburg
Kuno Kruse, *Die Zeit*, Hamburg
Hermann Beckfeld, *Ruhr Nachrichten*, Dortmund
Jürgen Dahlkamp, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

1997

Guido Eckert, *Süddeutsche Zeitung*, München
Reiner Luyken, *Die Zeit*, Hamburg
Ralf Hoppe, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Andreas Wenderoth, *Berliner Zeitung*
Dr. Peter Intelmann, *Emder Zeitung*
Hans-Uli Thierer, *Südwest Presse*, Ulm
Dr. Friedrich Karl Fromme (Lebenswerk)

1998

Sabine Riedel, *Frankfurter Rundschau*
Gerd Kröncke, *Süddeutsche Zeitung,* München
Ulrich Schmitt, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Kurt Oesterle, *Schwäbisches Tagblatt,* Tübingen
Wilfried Massmann, *Neue Westfälische,* Bielefeld
Andreas König, *Havelberger Volksstimme*
Dr. Thomas Löffelholz (Lebenswerk)

1999

Maxim Biller, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Karin Großmann, *Sächsische Zeitung*, Dresden
Dr. Joachim Käppner, *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*, Hamburg
Annette Ramelsberger, *Süddeutsche Zeitung*, München
Brigitte Desalm, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Bernhard Stuhlfelner, *Straubinger Tagblatt*
Hubert Wolf, *Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, Essen
Wolf J. Bell (Lebenswerk)

2000

Dr. Franziska Augstein, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Evelyn Roll, *Süddeutsche Zeitung*, München
Ullrich Fichtner, *Frankfurter Rundschau*
Jutta Voigt, *Die Woche*, Hamburg
Hans Kratzer, *Erdinger Neueste Nachrichten*
Andreas Dörr, *Reutlinger General-Anzeiger*
Mario Vigl, *Badische Zeitung*, Freiburg
Roderich Reifenrath (Lebenswerk)

2001

Dr. Heribert Prantl, *Süddeutsche Zeitung*, München
Jana Simon, *Der Tagesspiegel*, Berlin
Joachim Rogosch, *Stuttgarter Zeitung*
Thilo Knott, *Eßlinger Zeitung*
Michael Thiem, *Eßlinger Zeitung*
Silke Lambeck, *Berliner Zeitung*
Frank Schauka, *Märkische Allgemeine*, Potsdam
Suska Döpp, *Kölnische Rundschau*
Jens Meifert, *Kölnische Rundschau*

2002

Regine Sylvester, *Berliner Zeitung*
Wolfgang Büscher, *Die Welt*, Berlin
Irena Brežná, *Freitag*, Berlin
Peter Schwarz, *Waiblinger Kreiszeitung*
Lothar Häring, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch

2003

Holger Kreitling, *Die Welt*, Berlin
Dr. Stefan Ulrich, *Süddeutsche Zeitung*, München
Birgit Walter, *Berliner Zeitung*
Michael Ohnewald, *Stuttgarter Zeitung*
Tobias Schuhwerk, *Allgäuer Zeitung*, Kempten
Dr. Herbert Kremp (Lebenswerk)

2004

Jochen-Martin Gutsch, *Berliner Zeitung*
Andrea Böhm, *Die Zeit*, Hamburg
Thomas Delekat, *Die Welt*, Berlin
Barbara Hardinghaus, *Hamburger Abendblatt*
Stefani Geilhausen, *Rheinische Post*, Düsseldorf

2005

Horst von Buttlar, *Financial Times Deutschland*, Hamburg
Nicol Ljubić, *Die Zeit*, Hamburg
Lara Fritzsche, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Waltraud Schwab, *taz – die tageszeitung*, Berlin
Wolfgang Görl, *Süddeutsche Zeitung*, München

2006

Dr. Stefan Geiger, *Stuttgarter Zeitung*
Maxim Leo, *Berliner Zeitung*
Marc Brost, *Die Zeit*, Hamburg
Jens Voitel, *Emder Zeitung*
Christine Kröger, *Weser-Kurier*
Karl Feldmeyer (Lebenswerk)

2007

Nikolaus Blome, *Die Welt*, Berlin
Astrid Geisler, *taz – die tageszeitung*, Berlin
Sebastian Glubrecht, *Süddeutsche Zeitung*, München
Marlon Gego, *Aachener Zeitung, Aachener Nachrichten*
Christoph Wöhrle, *Berliner Morgenpost*
Sibylle Krause-Burger (Lebenswerk)

2008

Dr. Carolin Emcke, *Die Zeit*, Hamburg
Thomas Kistner, *Süddeutsche Zeitung*, München
Marc-Joachim Obert, *Frankfurter Rundschau*
Stephan Hermsen, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen
Miriam Opresnik und Özlem Topçu, *Hamburger Abendblatt*

2009

Henning Sußebach, *Die Zeit*, Hamburg
Bastian Obermayer, *Süddeutsche Zeitung*, München
Thomas Scheen, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Regina Köhler, *Berliner Morgenpost*
Nina Grunenberg (Lebenswerk)

2010

Jana Hensel, *Die Zeit*, Hamburg
Dr. Arne Perras, *Süddeutsche Zeitung*, München
Sabine Rennefanz, *Berliner Zeitung*
Detlef Schmalenberg, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Frank Buchmeier, *Stuttgarter Zeitung*
Prof. Dr. Joachim Kaiser (Lebenswerk)

2011

Mely Kiyak, *Berliner Zeitung/Frankfurter Rundschau*
Rena Lehmann, *Rhein Zeitung*, Koblenz
Jan Rübel, *Berliner Morgenpost*
Dr. Uwe Ebbinghaus, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Kirsten Küppers, *taz – die tageszeitung*, Berlin
Klaus Harpprecht (Lebenswerk)

2012

Harald Martenstein, *Die Zeit*, Hamburg
Lars Fischer, *Wümme-Zeitung,* Lilienthal
Dr. Philip Cassier, *Berliner Morgenpost*
Alexander Gorkow, *Süddeutsche Zeitung*, München
Volker Zastrow, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*

2013

Robin Alexander, *Welt am Sonntag,* Berlin
Jochen Arntz, *Süddeutsche Zeitung,* München
Jan Haarmeyer, *Hamburger Abendblatt*
Andrea Jeska, *Die Zeit,* Hamburg
Kai Müller, *Der Tagesspiegel,* Berlin
Alfred Grosser (Lebenswerk)

Das Kuratorium

Hermann Neusser (Vorsitzender),
Verleger, *General-Anzeiger*, Bonn

Dr. Thomas Löffelholz,
Publizist, Berlin

Heinrich Meyer,
Herausgeber, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen

Prof. Dr. Beate Schneider,
Institut für Journalistik und Kommunikationsforschung an der
Hochschule für Musik, Theater und Medien, Hannover

Prof. Dr. Bernd Sösemann,
Leiter der Forschungsstelle „AkiP“ am Friedrich-Meinecke-Institut
für Geschichtswissenschaften an der Freien Universität Berlin

Jost Springensguth,
Publizist und Kommunikationsberater, Münster

Prof. Dr. h.c. Dieter Stolte,
Axel Springer Stiftung, Berlin

Rolf Terheyden,
Verleger, *Bocholter Borkener Volksblatt*, Bocholt

Die Jury

Wolfgang Büscher,
Autor, *Die Welt*, Berlin

Dr. Markus Günther,
Journalist, Augsburg

Peter Stefan Herbst,
Chefredakteur, *Saarbrücker Zeitung*

Bernd Hilder,
Chefredakteur, *Thüringische Landeszeitung*, Weimar

Christoph Irion,
Chefredakteur, *Reutlinger General-Anzeiger*

Prof. Bernd Mathieu,
Chefredakteur, *Aachener Zeitung/Aachener Nachrichten*

Prof. Bascha Mika,
Publizistin, Berlin

Evelyn Roll (Vorsitzende),
Ltd. Redakteurin, *Süddeutsche Zeitung*, München

Franz Sommerfeld,
Mitglied des Vorstands der Mediengruppe M. DuMont Schauberg
mit Zuständigkeit Redaktion, Köln

Herausgeber:
Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger e.V. (BDZV)
Haus der Presse, Markgrafenstraße 15, 10969 Berlin
Verantwortlich für den Inhalt:
Hans-Joachim Fuhrmann, Geschäftsführer des Kuratoriums
Theodor-Wolff-Preis, Berlin
Redaktion: Juliane Gringer, Berlin
Gestaltung und Satz: Eins 64 Grafik-Design, Bonn
Titelgestaltung: Gudrun Haberkern, Berlin
Fotos: Andreas Laible (Seite 43), Kai-Uwe Heinrich (Seite 61),
Jörg Buschmann (Seite 81), Christine Silz (Seite 91),
Arne Dedert (Seite 125).
Druck: DCM – Druck Center Meckenheim